XVIII. Jahrg. Berlin, den 23. Juli 1910. Nr. 43.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Weiße Frau	103
Wider das Schulelend. Von Richard Meyer	120
Rembrandt. Von Josef Israels	125
Aktienwillkür. Von Ladon	132
Enzyklisches. Von Karl Jentsch	135

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1910.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**

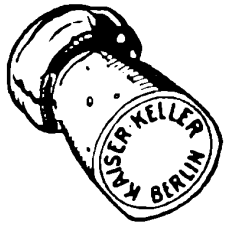
Aecht **Patzenhofer** Biere
überall erhältlich überall erhältlich

Die **Hypotheken-Abteilung** des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14
Kapital: 5 Millionen Mark
hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte i. Berlin u. Vororten z. hypoth. Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, u. zwar f. d. Geldgeber völlig kostenfrei.
9—4 Uhr.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.
Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.
Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bezw. Berlin-Börse.
Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.
Spezialabteilung für den **An- und Verkauf von Kuxen, Bohranteilen und Obligationen der Kali-, Kohlen-, Erz- und Oelindustrie, sowie Aktien ohne Börsennotiz.**
An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Künstler-Klause Carl Stallmann
Jägerstrasse 14. Pilsner Urquell.



Treffpunkt der Weinkenner!

Grand Hôtel Excelsior, Berlin
vis-à-vis Anh. Bahnhof. **(Hillengass & Eberbach)** 3 Min. v. Potsd. Bahnhof.

Restaurant Central-Hôtel.
Täglich Konzert
Leopold Leiserowitsch

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Juli 1910.

Die Weiße Frau.

Am neunzehnten Juli waren hundert Jahre seit dem Tag vergangen, der in Hohenzieritz Preußens Königin Luise sterben sah. Von allen im Zollernhaus aufgewachsenen, ins Zollernhaus aufgenommenen Frauen die einzige, die im Gedächtniß des Volkes fortlebt. In dankbarem; denn sie hat sich in der Zeit trostloser Preußenschande höchst königlich bewährt. Von ihres Wesens Art wissen wir nicht viel. Die Legende hat sie, der das Unglück des Landes das bitterste Herzleid schuf, dem Wahrheit suchenden Auge auf die Glorienhöhe der Heiligen entrückt. Nicht einmal das am größten und schwersten Tag ihres Lebens Geschehene ist deutlich erkennbar. Wir glauben, behaupten zu dürfen, daß der Gedanke, die Königin zu persönlicher Verhandlung mit Napoleon nach Tilsit kommen zu lassen, aus dem immer ein Bischen umnebelten Hirn des Marschalls Adolf Friedrich Grafen von Kalckreuth stammte. Glaubens, weil wir nicht annehmen möchten, Friedrich Wilhelm sei selbst der Vater der Hoffnung gewesen, seine schöne Frau werde dem als Abenteurer der Liebe verrufenen Korsen mehr abschmeicheln, als dem Zaren Alexander, dem Freiherrn von Hardenberg und dem Grafen Goltz gelungen war. Dem lüderlich tapferen Kalckreuth, der noch in den Soldatenvorstellungen des achtzehnten Jahrhunderts lebte und meinte, die Abkehr der Frau Fortuna werde Preußen nicht mehr als „ein paar Katholische Kirchen“ kosten, war solcher Plan auch zuzutrauen. Doch der König hat ihn zum seinen gemacht und die Frau zur Ausführung überredet. (Ohne sein Wollen

ganz zu blößen. Aber der Nothruf: „Alles in wahrer Verzweiflung!“ bleibt der drängendste Appell, der sich erdenken ließ.) Leicht ist ihrs nicht geworden; nach der Ankunft in Tilsit schrieb sie in ihr Tagebuch: „Was mich dieser Schritt kostet, weiß mein Gott allein; denn wenn ich Napoleon nicht geradezu hasse, so betrachte ich ihn doch als Den, welcher den König und die ganze Nation elend gemacht hat. Ich bewundere seinen Geist; aber seinen augenscheinlich falschen, höhnischen Charakter kann ich nicht ertragen. Gegen ihn höflich und artig zu sein, wird mir höchst schwer werden; doch ich bin ja schon gewohnt, Opfer zu bringen.“ Was sie aus ihrem Verkehr mit dem Franzosenkaiser erzählt hat, ist in diesen Tagen oft wiederholt worden. Audiatur et altera pars. Dem Condottiere aus Ajaccio, der auch im Purpur nie Ehrfurcht vor der Legitimität gelernt hat, war sie eine der Festung des Damenrechtes entlaufene politisirende Frau, deren schlanke Fingerchen an den verschiedensten Stellen der Leitungdrähte zu spüren waren. Nur der Wirkung ihres Liebreizes hatte Preußen zu danken, daß Gossudar Alexander ihm ein gnädig Verbündeter blieb. Ihre Schönheit, die Anmuth ihres Geistes war seitdem ein Faktor, den alle Diplomaten in ihre Rechnung stellten. Wer Chaptals Erinnerungen gelesen hat, kann sich vorstellen, wie Bonaparte über solche Frau dachte. (Ungefähr wie Hagen von Tronje und Otto von Bismarck über Weiber, die mit frevler Hand ins Männergewerbe greifen.) Im Moniteur ließ er sie schelten; ließ die Frau sogar schmähen. Nun kommt sie aus Memel; zu dem Sieger von Jena, dem Bezwinger Danzigs, dem zwischen Rhein und Pregel Allmächtigen. Heute, schreibt er an die aller galanten Listen kundige Josephine, „soll die schöne Königin von Preußen bei mir speisen.“ Er hat, weil er selbst das neutrale Tilsit nicht verlassen will, ihr einen Vertreter, zur Begrüßung in Picktupönen, entgegengeschickt. Um Fünf ist sie in Tilsit (mit den Hofdamen Gräfinnen Voß und Tauentzien, deren Anzug, nach dem Bericht eines Franzosen, faisait mal aux yeux). Alexander begrüßt die in leichte Sommertoilette von weißer, mit Silberfäden durchstickter Crepe Gekleidete mit ernsterem Blick als je zuvor. „Hier gehts gar nicht gut. Unsere letzte Hoffnung ruht auf Ihnen. Ihre Geschicklichkeit muß den Preußenstaat retten.“ Und König und Kaiser, Minister und Generale bestürmen sie mit Rathschlag und Ermuthigung, bis sie stöhnt: „Ach, schweigen Sie jetzt, bitte, damit ich zur Ruhe

kommen und meine Gedanken sammeln kann." Höchste Zeit. Schon naht das Ungeheuer; mit großem Gefolge, zu Pferde, eine kurze Reitgerte in der Hand. Die deutet auf den Oberstock des Häuschens. „Die Königin ist oben?" (Denn Ihr, Majestäten und Excellenzen, dürft Euch nicht etwa einbilden, daß ich zu Euch komme.) Das enge Treppchen hinauf. Als Luise ihr Bedauern über die schlechte Hausgelegenheit ausspricht: „Welche Mühe könnte man scheuen, um an solches Ziel zu gelangen!" Er möchte im Salonton artigen Geplauders bleiben; und knirscht, da sie von Preußens Unglück und von dem Jammer zu reden anfängt, den allzu blindes Vertrauen auf die Fortdauer fritzischen Kriegsglückes über das Adlerland gebracht habe. Er möchte ausbiegen. „Ein entzückender Anzug! Italienische Gaze oder Orientcrepe?" Vergebens: sie hält ihn. „Wollen wir in so feierlicher Stunde von Putztand sprechen?" Noch bäumt er sich unter dem Zaum; muß aber in den Weg ihres Willens einschwenken. (Sein Aerger klingt in dem Brief nach, in dem er sagt, Luise sei sentimental und pathetisch geworden, „daß man glauben konnte, die Duchesnois in einer Tragoedie zu hören".) Verspricht ihr, wohlwollend zu erwägen, was er in Westfalen, Nordpreußen, Magdeburg für sie thun könne. Und hätte mehr versprochen, wenn Friedrich Wilhelm, der stets Unzeitgemäße, nicht das Gespräch gestört hätte. Der König, sagt Napoleon zu Alexander, „kam gerade zu rechter Zeit; eine Viertelstunde später: und ich hätte ihr Alles versprochen, was sie wollte". Bei Tisch (Berthier hat sie an den Ehrenplatz zwischen den beiden Kaisern geführt) fragt er sie: „Warum haben Sie nicht in Weimar die Ereignisse abgewartet? Ums Haar hätten meine Husaren Sie erwischt." Er weidet sich an dem Bewußtsein, daß er ihr, trotz dem Vorurtheil, nicht mißfällt. (Nicht ohne Grund: wir wissen, daß sie in seinen Zügen die Spur starken Geisteslebens fand und sagte, er ähnele dem Bild römischer Caesaren.) Nach Tisch versuchen Beide das alte Spiel noch einmal. Sie will reizen, entzücken, mit Frauenwaffen den Wilden zähmen; er sucht aus dem politischen Gespräch flink ins Flachland der Galanterie zu entschlüpfen, ist ungemein artig, überhäuft Luise mit Komplimenten und reicht ihr, die um die Rückgabe Magdeburgs gebeten hat, eine in lieblicher Röthe erblühte Rose. Er muß gut gespielt haben. Als sie wieder in ihrem Häuschen sitzt, erzählt sie den Hofdamen hastig

von ihrem Erfolg; will, wenns nöthig ist, länger in Tilsit bleiben; hofft aber, das irgend Mögliche sei schon erreicht. Love's labour's lost. Unter der Maske des entzückt Girrenden ist der Korse eiskalt geblieben. Talleyrand soll kommen. Mit den Preußen, ohne an irgendeinem Punkt nachzugeben, rasch nun ein Ende machen. An Josephine schreibt er: „Die Königin von Preußen ist wirklich reizend und, im Verkehr mit mir, sehr kokett. Aber Du brauchst nicht eifersüchtig zu werden: all Ihre Künste gleiten von mir ab wie Wasser von Wachstuch. Hier den Galanten zu spielen, würde mir allzu theuer." Am siebenten Juliabend soll Luise noch einmal beim Kaiser speisen. Schon hat sie sich, in Picktupönen, prächtig geschmückt, den jungen Leib in Roth und Gold gekleidet, das Haupt mit einem Musselinturban gekrönt: da kommt vom König ein Brief, der wie Hagelschauer die Saat ihres Hoffens vernichtet. Napoleon hat zu ihm gesagt: „Ich will Magdeburg behalten, um schnell, wenns mir paßt, in Berlin einrücken zu können. Ich will die Ohnmacht Preußens, damit es Frankreich fortan nicht mehr schaden könne. Begreifen Sie denn noch immer nicht, daß Sie gar nicht in der Lage sind, mit mir zu unterhandeln?" Zu Goltz: „Der König soll froh sein, wenn er seine Krone rettet; ich lasse sie ihm nur, um dem Zaren gefällig zu sein. Was ich zur Königin gesagt habe, reicht nicht über das Gebiet der Höflichkeitphrasen hinaus." Und Talleyrand drängt; der Kaiser will heimreisen; in zwei Tagen muß der Vertrag unterschrieben sein. Darf Luise das Diner im letzten Augenblick absagen? Unmöglich. Mit zitternden Nerven und verweinten Augen sitzt sie neben dem nun erst innig Gehaßten. Der ist noch artiger als gestern; noch mehr zu galantem Spaß gestimmt. „Preußens Königin trägt einen Turban? Doch nicht etwa, um sich beim Kaiser von Rußland beliebt zu machen, der gegen die Türken Krieg führt?" Luise muß, mit bebender Lippe, auf diesen Ton eingehen. „Vielleicht wollte ich mich bei Ihrem Rustan beliebt machen." Und sie hebt das Auge zu dem Mameluken, dessen Bronzekopf über die Lehne des Kaisersessels hinragt. Dieser Abend wird ihr zum Martyrium. Jedes Wort mehrt ihren Gram. Als Murat sich um sie bemüht und sie fragt, ob sie in Memel auch Bücher lese, in denen die Thaten moderner Zeit verzeichnet sind, kann sie den Seufzer nicht unterdrücken: „Daß ich in dieser Zeit leben muß, ist schlimm genug!" Als der Kaiser sie an die Thür geleitet: „Wie

ists möglich, daß in der Stunde, da ich das Glück hatte, den Helden des Jahrhunderts so nah zu sehen, dieser Mann mir nicht die Gelegenheit gönnte, ihm zu sagen, daß er mich fürs Leben verpflichtet habe?" So erzählts Napoleon; und behauptet (Mémorial de Sainte-Hélène), er habe, mit ernster Miene, geantwortet: „Beklagen Sie mich, Madame, den sein Unstern zu solchem Handeln zwingt." Alexanders Ohr hört sie grollen; und zu Duroc, der ihr am nächsten Tag den Scheidegruß des Imperators bringt, spricht sie: „Solche Täuschung schien mir bis gestern undenkbar." Sie war ihres Sieges so sicher gewesen . . . Auch in der französischen Darstellung des fruchtlosen Zweitagewerkes fällt auf die Frau kein Schatten.

Heute wirds uns leicht, gerecht zu sein und einzuräumen, daß Bonaparte ein Tropf gewesen wäre, wenn eine schöne Frau vermocht hätte, ihn vom Ziel seines Wollens abzudrängen; und daß dieser ganze leidige Versuch, auf Skythensinne mit dem Geschlechtsreiz einer gekrönten Frau zu wirken, den Preußenkönig noch weniger ehrt als den verfettenden Imperator. Der Zeit schwerer Noth aber war Luise die gefolterte Märtyrerin, die von Satanas gefoppte Heilige. Schien oder war sies? Unsere Hand kann ihres Wesens Kleid heute nicht mehr haschen. War sie, nach dem Wort des alyrischen Mommsen, „die schöne Königsrose, die vom Thron ihren Zauber und ihren Duft über das ganze Land warf" und deren vorzeitiges Welken „die Erbitterung gegen den kaiserlichen Verunglimpfer deutscher Frauentugend" zu nationaler Wuth aufflammen ließ? Oder müssen wir dem Freiherrn vom Stein glauben, daß der nahe Blick auch auf dem lichten Gewand dieser Holden dunkle Flecken fand? Sie hatte Stein gehalten, gewarnt, hinter des Königs Rücken mit ihm korrespondirt und ihren Freund Alexander beschworen, in Erfurt die höllische Majestät zur Schonung Steins zu bestimmen. („Erhalten Sie uns den Freiherrn! Wenn Napoleon ihn, wie es scheint, uns läßt, bin ich ruhig und fast getröstet.") Bald danach nennt Stein sie kalt und zweideutig. Sie will mit ihrem Manne nach Petersburg reisen. Stein widerspricht. Zu dem Zaren, der seinen Bund mit Napoleon in Erfurt erneut hat? In einer Zeit, wo Preußen, wo besonders Masuren jeden Pfennig braucht und der Hof das gute Beispiel sparsamen Haushaltes geben muß? Der Uebermüthige, denkt sie, fühlt sich nach Hardenbergs Aechtung unentbehrlich und gönnt mir, nach all dem

Leid dieser drei Jahre, nicht den zerstreuenden Huldigungprunk, den Alexander anbietet. War dieser Mann, der ohne Ermächtigung die Nation aufzuwühlen begann (weil er sie auf den unvermeidlichen Entscheidungskampf vorbereiten wollte), nicht wirklich, wie der Flügeladjutant Major von Jagow in einer Denkschrift gesagt hatte, ein Verbrecher an der Majestät des Königs? Sucht er, für den ein Dohna-Wundlacken und andere ostpreußische Adelige Unterschriften zu einem Immediatgesuch an den König sammeln, sich am Ende gar durch ein Plebiszit in Unabsetzbarkeit zu schmuggeln? Die Königin läßt ihn fallen. Knüpft, ohne daß ers ahnt, Fädchen, an denen Hardenberg sich zurücktasten kann. Und nun haben die Köckritz, Altenstein, Nagler, Richthofen, Jagow, Eulenburg-Wicker, Stutterheim und andere Steinfeinde freien Spielraum. Am vierundzwanzigsten November 1808 wurde der einzige starke Staatsmann, den Preußen hatte, aus dem königlichen Dienst entlassen. General York rief: „Ein unsinniger Kopf ist zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift selbst auflösen.“ Doch die besten Geister der Nation empfanden, was dem Land verloren war; empfanden auch, daß ihm dieser Verlust erspart geblieben wäre, wenn die Königin, die seit den tilsiter Tagen über ihren Mann so viel vermochte, den dem Hof lästigen, dem Land unersetzlichen Minister nicht geopfert hätte.

Wie war diese Frau? Legenden und Anekdoten wirken kein lebendiges Menschenkleid. Den Zeitgenossen war Luise das Ideal einer Königin; war freilich auch Friedrich Wilhelm der Dritte fast das Ideal eines Königs. In einem allzu früh vergessenen Buch schwärmt ein Dichter von Beiden. Ein anderer Hardenberg: Friedrich Leopold, der sich Novalis nannte (und starb, als Luise erst vierzig Monate die Preußenkrone trug). Aus diesem Buch, das lange vor Jena entstand, die Königin also nicht in der Martyrglorie sah, will ich hier, statt tausendmal beschnüffelter Geschichten, ein paar Bruchstücke anführen. „Ein wahrhaftes Königspaar ist für den ganzen Menschen, was eine Konstitution für den bloßen Verstand ist. Man kann sich für eine Konstitution nur wie für einen Buchstaben interessiren. Was ist ein Gesetz, wenn es nicht der Ausdruck des Willens einer geliebten, achtungwerthen Person ist? Meinethalben mag jetzt der Buchstabe an der Zeit sein. Es ist kein großes Lob für die Zeit, daß sie so weit von der Natur entfernt, so

sinnlos für Familienleben, so abgeneigt der schönsten poetischen Gesellschaftform ist. Wie würden unsere Kosmopoliten erstaunen, wenn ihnen die Zeit des Ewigen Friedens erschiene und sie die höchste, gebildetste Menschheit in monarchischer Form erblickten? Zerstäubt wird dann der papierne Kitt sein, der jetzt die Menschen zusammenkleistert, und der Geist wird die Gespenster, die statt seiner in Buchstaben erschienen und von Federn und Pressen zerstückelt ausgingen, verscheuchen und alle Menschen wie ein Paar Liebender zusammenschmelzen. Was sind Orden? Irrwische oder Sternschnuppen. Ein Ordensband sollte eine Milchstraße sein; gewöhnlich ist es ein Regenbogen, eine Einfassung des Ungewitters. Ein Brief, ein Bild der Königin: Das wären Orden, Auszeichnungen der höchsten Art, Auszeichnungen, die zu den ausgezeichnetsten Thaten entzündeten. Auch verdienstvolle Hausfrauen sollten solche Ehrenzeichen bekommen. Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Vorzüglich kommt ihr die Erziehung ihres Geschlechtes, die Aufsicht über die Kinder des ersten Alters, über die Sitten im Haus, die Verpflegung der Hausarmen und Kranken, besonders der von ihrem Geschlecht, die geschmackvolle Verzierung des Hauses, die Anordnung der Familienfeste und die Einrichtung des Hoflebens von Rechtes wegen zu. Sie sollte ihre eigene Kanzlei haben und ihr Mann wäre ihr erster Minister, mit dem sie Alles überlegte. Sollte der Königin nicht beim Eintritt in eine Stadt schaudern, wo die tiefste Herabwürdigung ihres Geschlechtes ein öffentliches Gewerbe ist? Die härtesten Strafen wären für diese echten Seelenverkäufer nicht zu hart. Die gepriesene Sicherheit, die dadurch beabsichtigt wird, ist eine sonderbare Begünstigung der Brutalität. Wem steht das Schutzrecht des beleidigten Geschlechtes mehr zu als der Königin? Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger und die Häuslichkeit wird mehr als Mode werden. Sie wird zugleich echtes Muster des weiblichen Anzuges sein. Der Anzug ist gewiß ein sehr richtiger Ethometer. Er hat leider in Berlin immer auf einem sehr niedrigen Punkt gestanden; oft unter Null. Was könnte nicht die Gesellschaft der Königin auf die jungen Weiber und Mädchen in Berlin wirken? Es wäre ein sehr gefährliches Symptom des neupreußischen Staates, wenn man zu stumpf für die wohlthätigen Einflüsse

des Königs und der Königin wäre, wenn es an Sinn für dieses klassische Menschenpaar gebräche. Das muß sich in Kurzem offenbaren. Wirken diese Genien nichts, so ist die vollkommene Auflösung der modernen Welt gewiß. Der Hof ist eigentlich das große Muster einer Haushaltung. Wie mächtig könnte nicht eine Hofreform wirken! Der König soll nicht frugal wie ein Landmann oder ein begüterter Privatmann sein; aber es giebt auch eine königliche Frugalität: und diese scheint der König zu kennen. Der Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau ist die Feder des Hauswesens. So die Königin die Feder des Hofes. Ein frivoles Hauswesen ist meistens die Schuld der Frau. Daß die Königin antifrivol ist, weiß Jeder. Daher begreife ich nicht, daß sie das Hofleben, wie es ist, ertragen kann. Auch ihrem Geschmack, der so innig eins mit ihrem Herzen ist, muß die fade Monotonie dieses Lebens unerträglich auffallen... Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne, kräftige Erinnerung an das Urbild, das sich Jede zu erreichen vorgesetzt hätte! Aehnlichkeit mit der Königin würde der Charakterzug neupreußischer Frauen; ihr Nationalzug. Ein liebenswürdiges Wesen unter tausendfachen Gestalten. Die Gruppe von Schadow (die Doppelstatue, die Luise und ihre Lieblingschwester Friderike darstellt und im berliner Schloß zu sehen ist) sollte die gute Gesellschaft in Berlin zu erhalten suchen; eine Loge der sittlichen Grazie stiften und sie in dem Versammlungsaal aufstellen. Der König und die Königin beschützen die Monarchie mehr als zweihunderttausend Mann. In unseren Zeiten haben sich wahre Wunder der Transsubstantiation ereignet. Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wenn die Taube Gesellschafterin und Liebling des Adlers wird, so ist die Goldene Zeit in der Nähe oder gar schon da, wenn auch noch nicht öffentlich anerkannt. Wer den Ewigen Frieden jetzt sehen und liebgewinnen will, Der reise nach Berlin und sehe die Königin. Was ich mir vor Allem wünschte? Eine geistvolle Darstellung der Kinder- und Jugendjahre der Königin. Gewiß im eigentlichsten Sinn weibliche Lehrjahre. Mir kommt (Goethes) Natalie wie das zufällige Portrait der Königin vor. Ideale müssen sich gleichen."

Kleist hat, in der frommen Wuth seines Geniepatriotismus

hundertmal auffeuchend, Luisens Leid miterlebt (und das Verhältniß Thusneldens zum Legaten Ventidius so gemalt, wie er das seiner Königin zu dem Imperator gewünscht hatte). Sein Auge sah, „wie Du das Unglück mit der Grazie Tritt auf jungen Schultern herrlich hast getragen, wie von des Kriegs zerrissnem Schlachtenwagen selbst oft die Schaar der Männer zu Dir schritt, wie, trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt, Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen". Ihm schien ihr Haupt von Strahlen stets umschimmert; war sie „der Stern, der voller Pracht erst flimmert, wenn er durch finstre Wetterwolken bricht". Doch die Prosa des sanfteren Novalis, der nur das junge Glück der Königin schaute, klingt fast noch zärtlicher als Kleistens Strophen. An seiner Wirkung auf musische und amusische Gemüther erkennen wir den Reiz dieser Frau. Eine Heilige? Luise war zu geschickt, ihrer suggestiven Kraft zu bewußt, zu willig zur List, als daß ihr in den Acta Sanctorum ein Platz gebührte. War, mit der Seele, auf deren Altar Alexander Pawlowitsch thronte, auch nicht im Alltagssinn das Ideal der deutschen Hausfrau. Und der andächtigste Leser ihrer Briefe und Tagebücher wird nicht finden, daß ihre Brust (nach Kleistens Wort) ihr Leid still verschloß; immer wieder sind da die „Opfer" verzeichnet, die sie gebracht habe, bringen müsse, zu bringen bereit sei. Aber eine Dutzendseele war diese einzige populäre Zollernfürstin nicht. Ein muthiges Herz und ein politisches Hirn in schöner, inneren Wesensglanz widerstrahlender Hülle: Das ward selten gesehen. Elisabeth und Katharina waren stärker, genialischer, kühner; doch, mit entbundenen Sinnen und zerfetztem Schleier, nicht so hold wie diese im Staatsrath noch Weibliche. „Ich gehe von dem Grundsatz aus, daß der Mensch, der sich dem Gedanken überläßt, Preußen sei doch verloren, ein Mensch ist, der zu gar keinen größeren Vorkehrungen taugt. Dieser Mensch wird, statt große Maßregeln zu ergreifen, nur kleine oder halbe im Gange bringen und so den graden Weg auf Preußens Untergang einschlagen, statt sich Dem entgegenzustellen. Ein wahrer Staatsdiener muß von dem großen und einzig wahren Gesichtspunkte ausgehen, daß vor allen Dingen die Nationalität gerettet werden muß; daß der Nation Alles daran liege, unter dem Szepter eines tugendhaften Königs vereinigt zu bleiben; daß, um diesen Vorzug und dieses Glück zu genießen, sie gewiß bereit sei, große Opfer zu bringen. Dieser Gedanke also, dem König das gesammte Volk und dem

gesammten Volk seinen rechtmäßigen König zu erhalten, dieser Gedanke also ist es, der die Seele aller Staatsmänner anfeuern und der einzig und allein den Leitfaden ihrer Handlungen ausmachen muß. Dann werden sie sich aus den kleinlichen Rücksichten herauswinden können und den Gemüthern den Muth einflößen, große Opfer zu bringen und zu tragen, um große Vortheile zu sichern." Im letzten Lebensquartal hat Luise (an das Ministerium, das Schlesien kleinmüthig seiner Noth überlassen wollte) diese Sätze geschrieben. „Bedeutend" wird sie nicht Jeder nennen. Jeder das Bild der Frau, die so zu sprechen, nur zu denken wagte, in Ehrfurcht grüßen. Als sie unruhvoll in Picktupönen saß, wurde in Tilsit der Vertrag unterzeichnet, der ihrem Friedrich Wilhelm nur Brandenburg, Pommern, Preußen und Schlesien ließ. Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, dann, unter ihres Wilhelms tapferer Leitung, Bismarck, Moltke, Roon haben Preußens Schmach gesühnt. Luisens Hoffnung, aus der flüggen Adlerbrut werde der Rächer erwachsen, ward Wirklichkeit, als die Hygiene der Noth Fritzens Land zum Schwersten gekräftigt hatte. Die sechzigste Wiederkehr ihres Todestages brachte aus Paris die Kriegserklärung.

Könnte Preußen heute vor Luisens Auge bestehen? Trotz Macht und Reichthum: Nein. Der königliche Kopf der Strelitzerin fände die Politik dieses Preußenstaates zu schlaff, sähe in seinem steten Streben nach „guten Beziehungen" ein Symptom ängstlicher Schwachheit. Hielt Scham etwa die sonst so Festlüsternen von lauter Feier dieses Centennartages zurück? Vor dem mahnenden Bilde der muthigen Frau ist dem Preußen, als müsse er mit Schillers vergilischem Aeneas seufzen: „O Königin, Du weckst der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl!" Reißet die von Blut und Thränen feuchten Lappen nicht von Vernarbendem; besinnet nur die frischen Wunden, die, in den Tagen sakraler Luisenfeiern, dem Heimathstolz des Preußen, des Deutschen geschlagen wurden. Ein Baron, dem der Zufall, nicht Blutsverwandtschaft, den altpreußischen Ehrennamen Schoen gab, ein Herr, der Schritt vor Schritt der Franzosenforderung gewichen ist und vor Europens lächelndem Blick französischen gegen deutschen Anspruch vertreten hat, zieht, unter dem Jubel der Boulevardpresse, als Botschafter des Deutschen Reiches nach Paris. Wir können's nicht hindern; können nur mit gedoppelter Wachsamkeit auf das Thun und Unterlassen dieses Begnadeten achten, der niemals ein Vertrauens-

mann der Nation war noch werden kann. Der Deutsche Kaiser dankt, in einem Anerkennungschreiben von üblicher Kurialform, Herrn Madriz für die Meldung seiner Wahl zum Präsidenten der Republik Nicaragua. Ein paar englische Zeitungmacher schlagen Lärm. Jetzt gerade, während des Konfliktes der Vereinigten Staaten mit Nicaragua, sputet Deutschland sich mit der Anerkennung des neuen Staatshauptes und wirbt mit Worten überschwingender Freundschaft um dieses Präsidenten Gunst. Weil es die Bürger der Vereinigten Staaten ärgern, seine Mißachtung der Monroedoktrin deutlich zeigen und im Karibischen Meer, nah bei Kuba und Panama, eine Kohlenstation erlisten will. Die Antwort mußte wie ein eisiger Strahl über den Kanal, den Atlantic prasseln (denn der Lärm hatte in Amerika ein mißtöniges Echo geweckt). „Deutschland hat, wie England und Frankreich, den Präsidenten Madriz anerkannt; in der Form, die ihm richtig schien. Um amerikanische Konflikte kümmern wir uns nicht; und blicken auf die Unverschämtheit anglo-amerikanischer Kritik mit der gleichmüthigen Ruhe des Starken. Der ungehörig dreiste Ton kann uns nur lehren, daß wir den Vereinigten Staaten allzu viel Freundlichkeit erwiesen haben. Um Freundschaft oder Liebe winseln wir nirgends. Kohlenstationen zu erwerben, ist unser Recht, wie jeder anderen Großmacht; ist, wenn der theure Aufwand für unsere Flotte nicht müßig verthan sein soll, nachgerade sogar unsere nationale Pflicht. Wann und wo wir solche Stationen suchen wollen, ist unsere Sache; erst wenn wir die Absicht aussprächen, würde ein Einspruch Derer möglich, die dazu das Recht und, was noch wichtiger ist, die Macht zu haben glauben." Wer so würdige Tonart erwartet hatte, wurde enttäuscht. Hörte ein Gestammel, das Deutschland entschuldigen sollte und den Deutschen Kaiser Tage lang im Kreuzfeuer der Yankeewuth ließ. „Wir? Die friedfertigsten Leute der Welt! Wir wollen kein Menschenkind ärgern und das Streben nach atlantischen Kohlenstationen ist uns so fern wie der Nicaragua-See der Kurischen Nehrung. Glaubt doch, bitte, endlich, daß wir kein Wässerchen trüben!" Am nächsten Tag spricht Herr Asquith, der Britenpremier, vor den Commons über die deutsche Flotte. Spricht, wie er nach dem Abschluß des Erbvertrages über China sprechen muß; Sir Charles Hardinge und Sir Arthur Nicolson haben nicht so emsig und still mit Russen und Japanern gearbeitet, um sich jetzt, durch zu frühe Aufscheuchung deutscher Lammesgeduld, den Erfolg

langen Mühens verkümmern zu lassen. Jetzt ists wieder Zeit, den Kanalvetter zu streicheln. Zu thun, als sei nicht der mindeste Zweifel möglich, ob Italien in einem Seekrieg neben Deutschland fechten werde, und als könne die Entscheidung erst fallen, wenn Oesterreichs Dreadnoughts fertig sind. Im Jahr 1914 wird der Dreibund (die Iswolskij, Pichon, San Giuliano lasen den Satz gewiß mit fröhlich zwinkerndem Auge) zwar nur eine Dreadnought weniger haben als Großbritanien; aber in beiden Lagern lebt längst ja die innigste Sehnsucht nach friedlicher Verständigung. Sprenkel für die Drosseln. Erstens könnte Italien nie in einem Kriege gegen England mitfechten; zweitens hätte Britanien Frankreich, Rußland, Japan an seiner Seite. Keinwacher Brite würde träg bis zu dem Tag hocken, der einer feindlichen Koalition fast die selbe Seegewalt sichern müßte wie seinem Vaterland. Springes to catch woodcocks. Bei uns wird es wie das herrlichste Ehrengeschenk aufgenommen. Offizielle und Offiziöse sind von der Freundlichkeit des großen Vetters im Innersten gerührt, Hymnen schallen durchs Land und abgehalfterte „Diplomaten" jubiliren über Britaniens Willen zum Frieden. Und noch immer ists nicht genug. Munter wird schon, wie von Möglichem, von der Absicht geschwatzt, Wilhelm dem Zweiten den nächsten Nobelpreis zu gewähren; Luisens Urenkel die zweihunderttausend Schwedenkronen, die Alfred Nobel dem um die Verbreitung internationaler Schiedsgerichtsbarkeit, um die Schmälerung der Heeresziffer und die Weltbrüderlichkeit verdientesten Mann bestimmt hat. Daß der schwedische Chemiker die Zinsen seines durch die Fabrikation von Dynamit, gelatinirter Schießbaumwolle und rauchlosem Pulver rasch erworbenen Riesenvermögens in den Dienst der Friedenspropaganda stellte, war ein guter Witz. Ein böser Eduards Anregung, diesen Preis einst seinem Neffen zu geben. Als die Franzosen, nach Algesiras, noch immer mit der Möglichkeit deutscher Kriegserklärung rechneten, sprach der heitere King: „Nicht dran zu denken. Der Kaiser führt keinen Krieg. Wer noch zweifelt, mag dafür sorgen, daß Wilhelm den Nobelpreis erhält: dann darf und kann er keinen Krieg führen." Damals wurde der Witz belacht. Leben jetzt wirklich irgendwo deutsche Menschen, die meinen, ein Deutscher Kaiser werde sich dem Spruch des norwegischen Stortings unterstellen? Werde sich und seine Landsleute entwaffnen, als Kriegsherr und Großadmiral sich im Haag demüthig majorisiren lassen, damit die liebe Nach-

barschaft ihr Gewebe ohne Sorge und Kriegsfurcht hübsch in der Stille weiterspinnen könne? Habe, als er das Schwert in der Scheide ließ, um Bewunderung gebuhlt und eitel nach einer Prämie gelangt? Was draußen getuschelt wird, braucht in unserem Ohr nicht zu haften. Da heißt es: „Merkt Ihr denn nicht, mit welchem Eifer er sich just in diesem Sömmer um die Skandinaven bemüht? Ueberall langer Aufenthalt und ungewöhnlich reger Verkehr mit den Spitzen und Stützen der Gesellschaft. Auf einem Hügel am Sognefjord läßt er dem Sagahelden Fridthiof ein Denkmal errichten. Das muß den Norwegern und, als Tegnérs Landsleuten, den Schweden schmeicheln. Spürt Ihr die Absicht? Ein germanischer Coriolan wirbt um die süßen Stimmen der zum Storting Abgeordneten." Lasset sie wispern! Der im Isenfang geborene Norweger Fridthiof, der die Schwäher bestritt und seinem Schwert Hördaland unterwarf, sieht nicht aus wie die Passy, Roosevelt, Björnson und andere Oelzweigschwenker. Ihn kann ein Kaiser ehren, dessen Gewitterkopf lächeln dürfte, wenn er sich pacifiste et timide nennen hörte. So dummen Unfug sollten Deutsche nicht mitmachen. Ein Deutscher Kaiser, der dem Stifter des fünften Nobelpreises gefiele, also bereit wäre, sich vor internationalem Kanzlistenurtheil zu ducken, für Entwaffnung und Chiliastenbrüderlichkeit einzutreten, hätte heimlich schon abgedankt und müßte vor dem Bilde der mirower Ahnfrau erblassen. Der gekrönte Empfänger dieses Preises wäre ein entmachteter Mann, der für eingehandelte Nasenstüber nur im Haag Trost suchen könnte. Darum in jedem Jahr aus deutschem Volksvermögen zwölfhundert Millionen Mark zur Stählung der Wehrkraft? Dem Deutschen ist Kampf beschieden. Nicht um das Recht auf Reichsdehnung nur: um den erworbenen Besitzstand wird er zu kämpfen haben, sobald die von ihm Ueberflügelten ihn schwächer glauben oder als Entkräftete zur Wahl des letzten Mittels gezwungen werden. Sorgt, Jeder in seinem Bereich, daß in solcher Stunde der Preußengeist, der Deutschlands Staatskleid wirkte, vor Luisens Auge bestehen kann.

Ob diese Stunde nah oder fern ist, vermag kein Gewissenhafter heute zu sagen. Nur ein Blinder oder Fahrlässiger aber zu leugnen, daß die Maschen des Netzes, das unsere Bewegungfähigkeit lähmen soll, wieder, unter dem milden Juliusmond, enger geknüpft worden sind. Rußland und Japan haben einen Vertrag geschlossen, der (schon nach dem veröffentlichten Wortlaut darf mans behaup-

ten) ein Schutz- und Trutzbündniß besiegelt. Die Worte sind vorsichtig gewählt; so behutsam, daß man Herrn Iswolskij, den die Russen als den Stifter dieses Bündnisses feiern, nicht für den Redaktor des Vertrages halten kann. Sir Arthur Nicolson gönnt dem neusten arbiter elegantiarum gewiß den Lorber. Hardinges Nachfolger im londoner Auswärtigen Amt hat schon als Botschafter an Alfonsens Hof (wo er, während der Algesirasksrisis, klug seine Prädestination für den petersburger Posten erwies) von Tardieu das Lob eingeheimst, daß er seine wichtigste, werthvollste Arbeit geräuschlos leiste. Er wollte einen Vertrag, in dem viel von der Wahrung des status quo und der Handelsfreiheit, wenig von China und einem ostasiatischen Syndikat die Rede sei und der deshalb nicht als Sommersensation ausgeschrien werden könne. In London, Tokio und Paris hielten die Disziplinirten sich an die Losung: Nichts Aufregendes; eigentlich nur die konzinnere Bestätigung des 1907 Vereinbarten. Die Russen zäumten die Zunge nicht so straff. Der Gortschakowepigone, der ihr internationales Geschäft leitet, wollte, nach mancher Schlappe, sein Rühmchen in die Scheuer bergen; die Presse nicht auf die Freude verzichten, Berlinern und Wienern endlich wieder was vorzufuchteln. Thut nichts. Auch ohne den Moskowiterrückfall in Zuchtlosigkeit hätten die der Milch frommer Denkart entwöhnten Politiker verstanden, was hinter dem knappen Paragraphengerüst stecke; à bon entendeur salut. Daß solcher Vertrag, wenn Deutschland bei der Politik der Saumseligkeit (und der vollen Hose) blieb, kommen müsse, war seit drei Jahren vorauszusehen. Im Juli 1907, nach der Unterzeichnung des franko-japanischen Vertrages, stand im „Chuo“: „Der Vater dieses Vertrages ist unser Bündniß mit England, die Mutter Englands entente cordiale mit Frankreich; seine nächste Frucht wird der Vierbund sein, der England, Frankreich, Rußland und Japan vereint. Dann schwindet den Chinesen die Möglichkeit, aus der Eifersucht der uneinigen Großmächte Vortheil zu ziehen und die Politik der Hemmung und Fallstricklegung fortzusetzen: sie haben dann nicht mit einer vereinzelten, durch die Rücksicht auf Rivalen gelähmten Macht zu thun, sondern mit vier einigen und mächtigen Nationen.“ Die Annahme, Rußlands drängendes Sehnen habe den neuen Vertrag geschaffen, läßt sich nicht halten. Dem Mikado und den Genro mußte mehr daran liegen als dem Zaren und der Duma. Rußland noch einmal besiegen und nach Sibirien zurückwerfen? Undenkbar,

seit das anglo-russische Abkommen Ereigniß ist. Japan war in unbequemer Lage. Von China heftiger noch gehaßt als je ein Volk rothborstiger Barbaren; von den Koreanern auf jeder Fußbreite des Halbinselbodens mit dem Fanatismus der Verzweiflung bekämpft; das Festland und die Inseln im Westbezirk des Stillen Ozeans gesperrt, in Kalifornien und Kanada der gelben Menschheit die Thür verriegelt; schlechte Finanzen, denen amerikanische Bankiers nur noch bei Lynchgefahr aufhelfen könnten; und der Tag absehbar, an dem England den Bund lockern werde. Was blieb zu thun? Herr Louis Aubert, der zwei gute Bücher über Japan geschrieben hat, antwortete vor zwei Jahren: „Japan muß weiterrüsten und sich den europäischen Mächten nähern, von denen es nichts zu fürchten und Geldhilfe zu hoffen hat; im Bund mit England, Frankreich, Rußland kann es den Vereinigten Staaten, Deutschland und China trotzen und zunächst einmal Zeit gewinnen." Das wurde versucht; und zugleich eine (hier schon im Frühjahr 1905 signalisirte) Verständigung mit dem Turan erstrebt, der die Wirkung auf Russen und Briten nicht fehlen konnte. Ein Japanischer Botschafter in Konstantinopel: Das sichert den Anspruch auf die in den Kapitulationen verheißenen Rechte, auf den wichtigeren Titel des Muslimanenprotektors in Asien; ließe Alles, was in der Diaspora des Islams, vom Nil bis an den Ganges, lebt, in erwachender Hoffnung auf Japans Sonnenaufgang blicken. In China wohnen zwanzig, in Britisch-Indien fast siebenzig Millionen Mohammedaner. Solche Bundesgenossenschaft ist nicht zu verachten. Nunc animis opus, nunc pectore firmo! Trotzdem die Staatskassen leer waren, ließ Japan in Hast neue Kriegsschiffe bauen.

Gegen Rußland? Unnöthig. Gegen England? Spaßvögel haben das Lied gepfiffen. Doch bis zu dem Gedanken an einen Krieg, in dem der Union Jack neben dem Sternenbanner wehen und noch der ohnmächtig scheinende Feind dem Reich des Tenno gefährlich würde, langt selbst japanische Größensucht nicht. Solcher Krieg, in dessen Blutstrom Russen, Chinesen, Kanadier und Australer sogar ihre Rache kühlen könnten, wäre Selbstmord; in den nur unausweichlicher Nothstand nüchterne Reisesser triebe. Nur gegen Amerika kann und will Japan seine Seewehr stärken; und auch diesen Kampf nur wagen, wenn Albion nicht ins Feindeslager abschwenkt. Wie ist diese Gewißheit zu erwirken? Durch ein haltbares Bündniß mit Rußland. Und hier mündet in den

östlichen ein westlicher Wunsch. Die britische Staatsmannskunst hat, nach kurzem Zögern, erkannt, daß von Deutschland ein fester Assekuranzpakt nicht zu erreichen ist. Also blieb keine Wahl. Noch im Lenz (Asquiths Barristerrede verrieth es nur seinen Ohren) hat man im Foreign Office gehofft, eine friedliche Flottenkontingentirung durchsetzen und das nicht nur den Kolonien verhaßte Japanerbündniß abschütteln zu können. Die gelben Männlein waren, nach den mandschurischen Siegen und der schlimmen portsmouther Enttäuschung, allzu mobil geworden; wurden in Mekka und Afghanistan, Kabul und Kalkutta, Konstantinopel und Teheran gesichtet; und erzwingen morgen vielleicht die Pflicht zur Option gegen die Vereinigten Staaten, die dem Inselimperium Kanada rauben würde. Von Amerika scheint in Güte noch nichts zu hoffen. In Panama, Newfoundland, Alaska, Jamaika hat Britanien sich so gehorsam der Yankeeforderung gefügt, daß die Kanadier schon zu murren anfingen. Vergebens. Bryce hat, trotz seinem Historiographenruhm, als Botschafter in Washington nicht mehr vermocht als sein Vorgänger Sir Mortimer Durand. Der Verwandtenhader zwischen nervös gestikulirender Jugend und reizlos steifem Alter will noch nicht weichen. Da bleibt keine Wahl. Eine weltgeschichtliche Stunde naht: die Eröffnung der Panamakanalschiffahrt, die den Vereinigten Staaten gestattet, auf zwei Meeren zu operiren. In Egypten und Indien gährts; und das neue Blaubuch über Tibet lehrt, wie schwierig Englands Verhältniß zu China geworden ist, das alle Verträge mißachtet und allen Britenfeinden in Asien stützenden Rückhalt zu bieten versucht. Keine Wahl. Graf Hayashi, der die Londoner kennt, kann lachen; und den Abstand von der Zeit ermessen, da er, sub auspiciis Fritzens von Holstein und des deutschen Geschäftsträgers Eckardstein, zwischen London und Tokio die ersten Drähte anknotete. Eduard hat vorausgesagt, daß man auf das Hauptwerk seines kurzen Königslebens, den Russen und Franzosen ködernden anglo-japanischen Bund, nicht verzichten könne, ohne das Weltreich in Lebensgefahr zu zerren. Während es Korea verdaut, braucht Japan nicht nach Indochina, dem Philippinen-Archipel und dem Kap Londonderry zu schielen. Rußland wird in Asien entlastet; kann in Europa wieder lauter mitreden und die Französische Republik von dem ärgernden Gefühl lösen, daß ihr Bundesgenosse seinen Kraftrest ostwärts verpufft.

Britanien hat in den Asiatengewässern nun Japan, im Mittelmeer Frankreich als Seevigilanten und kann seine ganze Flottenmacht in Aermelkanal und Nordsee konzentriren. Auch, wenn es den japanischen Agenten den Weg nach Stambul ebnet, den mißtrauisch zaudernden Islam wieder an sich ketten. Die dreihundert Millionen Chinesen sollen das Fürchten schon lernen. Wer weiß? Am Ende lockt dieser Concern, der stärkste, den unser Planet je sah, auch die Amerikaner, die auf Chinas Markt mithandeln möchten, und die Oesterreicher, die zu Thessalonich gern Orchanolughyiau nicht allzu große Lust haben und ruhig bis nach Saloniki spaziren dürften, wenn dem fest an die Flanke des Britenleun gebundenen Reussenreich endlich der Pontuskäfig geöffnet würde. Dann bliebe Deutschland in der Kälte allein; wäre, trotz allen „prinzipiell" offenen Thüren, vom Ostasiatenmarkt ausgeschlossen und in Europa durch die theuer bezahlte „Versöhnung" Frankreichs gelähmt. Angenehm ist das Bündniß mit Farbigen nicht; aber nöthig und nützlich. Und schließlich war der weise Kulturagent Lafcadio Hearn vielleicht im Recht, als er sprach: „So lange wir nur auf einer Halbkugel der Erde leben, entstehen uns nur halbe Gedanken."

Vor Monaten wurde hier der Alarmruf Jakobs Schiff erwähnt, des sonst so schweigsamen newyorker Bankiers, der den Japanern Geld verschafft und Jahre lang mit ihren Häuptern intim verkehrt hatte. Daß er plötzlich so laut vor schwarzem Anschlag der Gelben warnte, ließ eine Wendung ostasiatischen Wollens ahnen. Haben unsere Botschafter nichts gemerkt? Dem gescheiten Freiherrn von Mumm, dem erfahrenen Grafen Pourtalès ists kaum zuzutrauen; eher schon dem bei London residirenden Herrn, der immer zu spät aufgestanden ist. Einerlei. Mit der Offiziosenbetheuerung, das neue Abkommen müsse uns, weil es im Fernen Osten den Frieden sichere, die Herzgrube wohlig wärmen, sind wir diesmal nicht abzuspeisen. Wir kennen die Weise, den Text, den Verfasser. Wissen, warum gerade jetzt für Onkel Sam der Nicaraguakanal ausgebaggert und in Westminster die Friedensschalmei geblasen war. Poscimur. In Luisens weißem Sterbekleid spukt Frau Berchta durchs leere Spreeschloß. Und fragt, im Germanenton der zürnenden Hel, die modisch verstuckten Mauern und Deckengewölbe, ob entartete Wikingererben thatlos warten wollen, bis sie der Fluch trifft, Unwiederbringliches vertrödelt zu haben.

Wider das Schulelend.

In seinem Werk „Große Männer" hat Wilhelm Ostwald der deutschen Mittelschule ein Vorpostengefecht geliefert; mit dem Nothruf: „Wider das Schulelend" eröffnet er die Schlacht auf der ganzen Linie. Nach seiner Meinung ist unsere Schule nicht etwa nur der Verbesserung bedürftig, sondern im innersten Kern krank. Ein Beweis dafür sei die Unlust, mit der unsere Söhne und Töchter die Schule besuchen, und die Erleichterung, die sie bei deren Verlassen empfinden, während doch Interesse und Freude am Unterricht die Angelpunkte jeder gesunden Pädagogik sein müßten. Auch die leider nicht seltenen Schülerselbstmorde schreibt er aufs Schuldkonto der Schule, die doch gewiß nicht allein dafür verantwortlich zu machen ist.

Bei seinen Bemühungen, den Ursachen dieser traurigen Erscheinungen nachzuspüren, kommt Ostwald zu dem Ergebniß, daß es im deutschen allgemeinen Bildungwesen nur zwei Anstalten giebt, die völlig gesund sind und ihren Weg um die ganze Welt gemacht haben oder machen werden: der Kindergarten und die Universität; also Anfang und Ende. Warum ist nun hier Alles vortrefflich und auf dem ganzen langen Wege zwischen dem ersten und dem letzten Stadium Alles faul? Der Verfasser findet den Grund darin, daß Kindergarten und Universität sich völlig frei und ohne jede Bevormundung entwickeln konnten, während in der Schule jeder Schritt durch Lehrpläne und Reglements vorgeschrieben ist. Im Kindergarten und auf der Hochschule hat die Persönlichkeit des Lehrers (oder der Lehrerin) freien und weiten Spielraum; auf der Schule aber ist sie überall beengt. Und doch ist die Persönlichkeit des Lehrers das werthvollste Material, mit dem die Schule arbeitet. Aber „mit der Schule darf nicht experimentirt werden". Das hört man oft. Dagegen lehnt sich Ostwalds naturwissenschaftliches Empfinden auf. Wie könne denn ein Fortschritt anders erzielt werden als durch Experimentiren? Gerade die Freiheit zu allen Experimenten über die beste Unterrichtsmethode sei ein Hauptfaktor für die Erfolge der elementarsten und der höchsten Bildunganstalten. So allein sei auch zu verstehen, daß ohne jede Beeinflussung, in ganz freier Entwickelung, sich auf unseren Hochschulen für das selbe Fach im Wesentlichen die selbe Unterrichtsmethode herausgebildet und eingebürgert hat. Ganz schön; aber ist es denn wahr, daß mit der Schule nicht experimentirt wird? Ist nicht jeder neue Lehrplan ein Experiment? Das preußische Gymnasium hat solche neuen Lehrpläne 1882, 1892, 1901 erhalten,

also in jedem zehnten Jahr. So viel Zeit muß man doch zur Durchführung eines so schwierigen Experimentes gewähren. Und die Einrichtung von Mädchengymnasien, die Zulassung von Mädchen zu den Knabengymnasien, die Gründung der Oberrealschulen und Reformgymnasien: sind Das keine Experimente?

Der Hauptvorstoß des Verfassers gilt nun dem Ueberwiegen des sprachlichen Unterrichtes in den Lehrplänen der Mittelschule. In seinem Feuereifer spricht er dem sprachlichen Unterricht jeden Bildungwerth ab. „Die Sprache ist eben so wenig ein Bildungmittel wie die Eisenbahn, sondern ein Verkehrsmittel." Man begreift diesen Satz vielleicht im Munde des Mannes, der das Heil in einer einzigen Weltsprache erblickt; zustimmen werden ihm hierin wohl nur Wenige. Die Sprache ist der Ausdruck der Volksseele und unsere großen Sprachbildner Luther, Lessing, Goethe, Schiller haben uns ein kostbares Erbe hinterlassen, dessen idealen Werth wir wahrlich nicht zu hoch einschätzen können.

Aber eine andere Frage ist, ob der sprachliche Unterricht an unseren Schulen qualitativ und quantitativ richtig eingetheilt ist. Da mögen Ostwalds Vorwürfe bis zu einem gewissen Grade berechtigt sein. Der Bildungwerth von Genusregeln und unregelmäßigen Verben darf wohl bezweifelt werden. Hier wird mit dem Einprägen eines werthlosen Gedächtnißstoffes eine kostbare Zeit verschwendet, die auf andere Weise viel nützlicher zu verwenden wäre. Weniger „auswendig lernen"; mehr Anleitung zu selbständiger Denkarbeit!

Ostwald kämpft besonders heftig gegen die alten Sprachen. Ein Blick auf die preußischen Lehrpläne vom Jahr 1901 zeigt hier wirklich ein erschreckendes Mißverhältniß. In den beiden Tertien des humanistischen Gymnasiums fallen von 30 Wochenstunden auf Lateinisch 8, auf Griechisch 6, auf beide zusammen also fast die Hälfte der ganzen Unterrichtszeit. Das Französische, die einzige neuere Fremdsprache, muß sich mit 2 Wochenstunden begnügen, Mathematik mit 3, Naturwissenschaft mit 2 Stunden. So kann es nicht bleiben. Man muß das Lateinische noch viel mehr einschränken und das Griechische (so weh es thut) als obligatorischen Gegenstand der allgemeinen Vorbildung in absehbarer Zeit ganz fallen lassen. Philologen und Theologen müssen sich die nothwendigen Kenntnisse in dieser Sprache, wie das übrige geistige Rüstzeug, dessen sie für ihre besonderen Zwecke bedürfen, entweder in wahlfreiem Unterricht auf der Schule oder auf der Universität verschaffen. Daß Dies möglich ist, kann doch in einer Zeit nicht bezweifelt werden, die den Abiturienten des Realgymnasiums und

der Oberrealschule zu allen Fakultäten zuläßt. Aber die Einführung in den Geist des klassischen Alterthums? Schiller hat seine Begeisterung für Homer zuerst aus der vossischen Uebersetzung geschöpft; und wer ein Halbdutzend griechischer Tragoedien in Wilamowitzens Uebersetzung gelesen hat, kennt den Geist dieser Dichtung doch wohl besser als Einer, der das Original einer einzigen mühsälig durchackern mußte und am Schluß nach all der Sprachquälerei längst den Anfang vergessen hat.

Ostwald will kein Versenken in den Geist des klassischen Alterthumes. Wie könne uns ein Zeitalter als Ideal gelten, dessen Kultur sich auf die Sklaverei gründete und das die Arbeit, als des freien Mannes unwürdig, gering schätzte? Gewiß: die Sklaverei des Alterthumes kann nicht unser Ideal sein; es wäre auch gar zu traurig, wenn die Menschheit in den zwei Jahrtausenden, die seitdem verstrichen sind, nicht um eine ansehnliche Strecke vorwärts gekommen wäre. Aber ist darum das geistige Erbtheil, das uns die Griechen durch ihre Dichter, ihre Philosophen und ihre Bildhauer hinterlassen haben, weniger kostbar? Und können wir nicht aus der eisernen Staatsraison der Römer, so wenig sie uns persönlich sympathisch sein mögen, noch heute Wichtiges lernen? Jedes Zeitalter ist die nothwendige Folge der vergangenen Zeiten; und ohne Kenntniß der Vergangenheit giebt es auch kein volles Verständniß der Gegenwart.

Um seine Verurtheilung unserer Schule zu begründen, weist Ostwald auf die Lebensschicksale hervorragender Männer, die geistige Führer der Menschheit geworden sind. Nach seiner Behauptung haben fast alle einen Konflikt mit der humanistischen Mittelschule durchgemacht. Daß diese Annahme übertrieben ist, wäre leicht zu erweisen. Immerhin trifft der Satz eine nicht geringe Zahl von Fällen; besonders oft gilt er für Männer, die später Naturforscher wurden. So war Liebig, der schon während seiner Gymnasialzeit von dem damals als grotesk betrachteten Gedanken beherrscht wurde, sich der Chemie zu widmen, ein widerwilliger und deshalb auch schlechter Schüler. Heute würde sich dieser Konflikt in einfachster Weise dadurch lösen, daß er vom Gymnasium zur Oberrealschule überginge, in der wahrscheinlich seine hervorragende Begabung sogleich das richtige Feld der Bethätigung auch innerhalb des Schulrahmens fände.

Ostwald erinnert auch daran, daß die meisten großen Männer in der Jugend frühreif waren. „Liebig war mit 21 Jahren Professor, William Thomson, der spätere Lord Kelvin, mit 22; Liebig wurde über 70, Thomson 83 Jahre alt. Wäre Liebig in unserer

Zeit geboren worden, hätte er mit 21 Jahren kaum den Doktorgrad zu erwerben vermocht und hätte noch vier Jahre warten müssen, um sich überhaupt habilitiren zu können." Ganz richtig; aber man darf wohl fragen, ob es Liebig geschadet hätte, wenn er einige Jahre später Professor geworden wäre. Einen gewissen Mangel in seiner allgemeinen Bildung hat er selbst empfunden und die Lücken seines Wissens auf Gebieten, die der Naturwissenschaft ferner lagen, erst allmählich ausgeglichen. Man kann doch nicht im Ernst daran denken, unsere Schuleinrichtungen nur den Ausnahmeschülern, den künftigen Genies auf den Leib zu schneiden. Daß sie der Entwickelung außergewöhnlicher Anlagen kein Hinderniß bereiten, dürfte man freilich verlangen.

Nach Ostwalds Meinung wäre schon viel gewonnen, wenn die Mittelschule nicht neun, sondern höchstens sechs Lehrjahre umfassen würde. Dann könnten fleißige und begabte Schüler mit fünfzehn Jahren auf die Hochschule kommen. Man braucht diese Folgerung nur zu erwägen, um sich (es wird erlaubt sein, hier einen Ausdruck Ostwalds zu gebrauchen) von ihrer vollkommenen Sinnlosigkeit zu überzeugen. Knaben gehören nicht auf die Hochschule, da sie weder die Einsicht noch die Festigkeit des Charakters besitzen, die für den richtigen Gebrauch der akademischen Freiheit nothwendige Vorbedingungen sind.

In der Ueberzeugung, daß die letzten Schuljahre heranwachsenden Jünglingen weder die Kost noch die Behandlung bieten, nach denen ihre der Selbständigkeit entgegenwachsende Kraft verlangt, muß ich Ostwald zustimmen. Auch ist der plötzliche, unvermittelte Uebergang von der Gebundenheit der Schule zur Freiheit des akademischen Lebens eine gefährliche Klippe, an der schon mancher von Haus aus brave Junge gescheitert ist. Hier aber scheint mir das Heilmittel nah zu liegen. Man gestalte den Unterricht in der Unter- und Oberprima so, daß der Uebergang zur akademischen Freiheit allmählich vorbereitet wird; und zwar sowohl auf wissenschaftlichem wie auf ethischem Gebiet. Wo besondere Neigung und Begabung für eine gewisse Geistesrichtung vorhanden ist, da gebe man die Möglichkeit, dieser ein höheres Maß von Kraft und Zeit zu widmen, als dem Durchschnitt der Klasse entspricht; natürlich muß Dies durch eine entsprechende Entlastung auf anderen Gebieten ausgeglichen werden.*) Auch das Verhält-

*) Einen ähnlichen Gedanken hat Professor Paul von der münchener Universität in einer Rektoratsrede ausgesprochen. Auch hat man seit kurzer Zeit in einzelnen Anstalten solche Versuche gemacht, so

niß zwischen Lehrern und Schülern muß allmählich freiere Formen annehmen: Vertrauen gegen Vertrauen muß hier die Losung sein. Fort mit den Entschuldigungzetteln für versäumte Unterrichtsstunden, die eines heranwachsenden jungen Mannes unwürdig sind! Man appellire an sein Ehrgefühl; und dieser Appell wird nur ganz selten getäuscht werden.

Am Schluß spricht Ostwald den Wunsch aus, daß eine Neugestaltung des Unterrichtes auch für ein mehr persönliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler sorgen möge. Wer möchte ihm hierin nicht beistimmen? Er klagt, daß der jetzige Unterricht, schon in Folge der überfüllten Klassen, zu sehr Massen- (oder, wie er sich ausdrückt, Ramsch-) Arbeit ist, und fordert, daß er durch Einzelarbeit ersetzt werde. Das Ideal scheint ihm erreicht, wenn jeder Schüler sich der Führung eines selbstgewählten Lehrers anvertraut. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen! Wie er richtig sagt, „giebt es glücklicher Weise auch unter den jetzigen kümmerlichen Verhältnissen einzelne sieghafte Lehrerpersönlichkeiten, die ein solches Verhältniß (das der gegenseitigen Freude und Freundschaft) mit ihren Schülern entwickeln können". Eine bessere pädagogische Ausbildung der Lehrer müßte diese Eigenschaften zu entwickeln und sorgsam zu pflegen suchen. Das wäre eine dankbare Aufgabe für die Universität, die einen nach dem Lehramt Strebenden nicht zum Philologen, sondern zum Lehrer erziehen sollte. Ueber die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur und der menschlichen Verhältnisse wird man freilich niemals ganz fortkommen. Jedenfalls aber wird man Ostwald Recht geben, wenn er verlangt, daß die Schule nicht Durchschnitts- und Schablonenmenschen erziehe, sondern Einzelmenschen, die auf ihrem eigenen Gebiet besonders Tüchtiges leisten. Im Sinn dieser Auffassung verlangt er auch die Beseitigung des Abiturientenexamens. Wir können nur hoffen, daß dieser alte Zopf bald abgeschnitten wird.

Ostwalds temperamentvolle Schrift bringt viele gute Gedanken und fruchtbare Anregungen; aber auch Allerlei, das zu lebhaftem Widerspruch herausfordert. Daß dieser Widerspruch vernehmbar werde, ist dringend zu wünschen. Nur aus Rede und Gegenrede kann, der Schule und damit der Jugend zum Heil, die reine Wahrheit hervorgehen.

Braunschweig. Professor Dr. Richard Meyer.

---

in dem unter der Leitung des Dr. Prinzhorn stehenden Lyceum in Hannover. Aber es handelt sich bisher nur um ganz vereinzelte Versuche; immerhin auch wieder um ein „Experimentiren mit der Schule".

Rembrandt.*)

Es war so etwa gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daß ich nach Amsterdam ging, um mich unter der Leitung des damals sehr renommirten Portraitmalers Krusemann zum Maler auszubilden. Bald erhielt ich Zutritt in das Atelier meines Meisters und sah mit Bewunderung die Portraits von vornehmen Personen Amsterdams, an denen er gerade arbeitete. Die Rosafarbe der Gesichter und die feine Behandlung der Stoffe, die sich manchmal vor einem Hintergrund mit dunkelrothem Sammet abhoben, gefielen mir sehr. Als ich den Wunsch ausdrückte, einige dieser Portraits kopiren zu dürfen, wurde mir Dies von meinem Lehrmeister rundweg abgeschlagen. „Wenn Du kopiren willst," antwortete er, „dann gehe nach dem Museum im Treppenhaus." Ich wagte nicht, einzugestehen, daß Dies eine große Enttäuschung für mich war. Ich war so grasgrün aus der Provinz gekommen und die alten Meister waren für mich noch ein Geheimniß; ich konnte in den alten Gemälden, in dieser dunklen Leinwand die Schönheit nicht entdecken, die von Allen gerühmt wurde. Für mich waren die Ausstellungen in ‚Arti' viel schöner und ich bewunderte besonders Pienemann, Gallait, Corot und Kukuk. Ich war nicht rückständiger als die Anderen; aber mir fehlte Studium und Uebung, ohne die man das Fremdartige und so ungemein Künstlerische der holländischen Meister nicht begreifen kann, und ich behaupte heute noch, daß man, mag man noch so intellektuell sein, diese großen Alten nicht genießen kann, wenn man sie nicht viel und oft gesehen und sich in ihre Kunst eingelebt hat. Es dauerte lange, ehe ich den Muth hatte, mich mit Farbe und Pinsel nach dem Heiligthum zu begeben; doch nachdem ich eine Weile viel nach der Natur gemalt, viele Nackstudien und noch mehr Stilleben gemacht hatte, ging mir ein Licht auf. Ich begriff, daß nicht die gefällige, zarte Behandlung des Stoffes das zu Erstrebende sei, sondern daß ich zuerst auf das Relief der Gegenstände, auf die Haltung der Figuren in ihrem Verhältniß zu Licht und Schatten, ihre Geberden und Bewegungen zu achten habe. Mit dieser Ueberzeugung ging ich in das Treppenhaus. Hier wurde mir allmählich klar, worin die Schönheit und Wahrheit dieser bewundernswerthen alten Meister eigentlich bestand; ich merkte, daß ihre so einfachen Vorwürfe durch ihre Behandlung reich und vielsagend wurden. Sie waren Genien, ohne es selbst zu wissen, und die sie umgebende Welt wußte es damals auch nicht. (Nachdem Israels es zuerst mit einem kleinen Gemälde von Ge-

*) Diese persönlichen Impressionen hat der holländische Meister in dem wunderhübschen, leider nicht genug gekannten Almanach von „Kunst und Künstler" veröffentlicht, der bei Bruno Cassirer erschien. Da kein Kunsthistoriker, kein Kritiker zu geben vermag, was ein Landsmann und starker Zunftgenosse an individuellem Rembrandtgefühl bietet, wird diese feine Skizze auch heute noch vielen Lesern willkommen sein.

rard Dou und dann mit einem Kopf von Van der Helst versucht hatte, ohne davon befriedigt zu sein, wandte er sich zu einem der Köpfe auf Rembrandts Bild der Staalmeesters.)

Der Mann in der Ecke links mit seinem spitz zulaufenden Hut und seinen grauen Haaren hatte es mir angethan. Ich fühlte, daß hier Etwas sei, dessen Schönheit ich wiedergeben konnte, sah aber bald, daß die Behandlung ganz anders sein mußte als bei meinen bisherigen Versuchen; doch das Verlangen, dieses Neue und Breite zu erreichen, zog mich so an, daß ich beschloß, es zu wagen. Wie diese Kopie geworden ist, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß sie Jahre lang in meinem kleinen Malerkämmerlein gehangen hat. So trachtete ich, das Kolorit und die Behandlung des großen Künstlers zu erfassen, bis endlich die Schönheiten der „Nachtwache" und der „Staalmeesters" mich so beherrschten, daß mich überhaupt nichts mehr anzog, was nicht die Hand des großen Rembrandt geschaffen hatte. In seinen Werken sah ich Etwas, das ich bei den Anderen nicht fühlte: es war seine Freiheit und Ungezwungenheit, die ich bewunderte und die auf der Zeichenakademie und im Atelier meines Lehrmeisters verpönt waren.

Hatte ich nun eine Weile Rembrandts Gemälde von allen Seiten betrachtet, dann ging ich in den unteren Stock des Treppenhauses, in die „Prentenkamer". Hier waren Rembrandts Radirungen in ausgezeichnetem Zustande zu sehen. Oft und immer sehr lange saß ich da, um mich in diese zweihundertvierzig Kunstwerke zu vertiefen; manchmal mahnte mich der Konservator zur Vorsicht, wenn ich die Blätter allzu eifrig umschlug, um sie einander zu vergleichen. Ich war erstaunt, daß der Künstler, der die ruhmreiche Nachtwache und die breiten Staalmeesters mit Farben geschaffen hatte, hier als ein ausgezeichneter Stecher erschien, also nicht nur mit der Kraft und der Leichtigkeit eines echten Pinselführers ausgestattet war, sondern Alles beherrschte, was die Nadel auf dem harten, glänzenden Kupfer hervorzubringen vermochte. Es war aber nicht diese außergewöhnliche Kunstfertigkeit, die mich so an die Radirungen fesselte; noch viel mehr wurde ich durch die erfinderische Vielseitigkeit der Vorstellungen, durch die wundervollen Beleuchtungen und die kindlich naiven Manieren, die er seinen Gestalten zu geben wußte, getroffen. Die biblischen Szenen werden in alt-amsterdamischer Weise dargestellt; aber welche Kunstfertigkeit bei der Vertheilung von Licht und Schatten und welche Phantasie in der Komposition! So wunderbar originell, so vollendet im Ausdruck war hier Alles, daß andere Bilder dagegen, mochten sie noch so kunstreich bearbeitet sein, die Schule und die Akademie verriethen. Hier waren herrliche Portraits, auffallend schöne Köpfe, oft von ihm selbst oder seinen Freunden. Aber wenn man das kleine Bild seiner Mutter gesehen hat, muß man die Mappe einen Augenblick zuschlagen und sich die Augen trocknen. Schöneres und mit solchem Gefühl Gestochenes giebt es nicht: die mütterliche Milde, das Wohlwollen und die Innigkeit des alten Frauchens blickt uns aus jedem Strich, aus jedem Häk-

chen der Nadel entgegen; jede Linie hat etwas zu bedeuten, kein Pünktchen hätte weggelassen werden können. Und dieses lebensvolle Portrait hat der vierundzwanzigjährige Rembrandt geschaffen! Ich schlage die Mappe wieder auf und sehe die reich bearbeiteten Bettler. Das sind Typen, nach denen er damals nur zu greifen hatte und die er so gern und so oft darstellte; man sollte sie eigentlich gar nicht arm nennen: so warm, so farbig hat sie der Meister ausgestattet. Dann kamen die Landschaften an die Reihe, die merkwürdigen Nacktstudien. Hier war ein ganzer Kosmos. Wenn ich dann, nachdem ich eine solche Mappe durchblättert hatte, wieder in die Stadt zurückkehrte, war mir, als ob ich allerlei Gestalten begegnete, die denen Rembrandts glichen. Vom Treppenhaus nach der Hoogstraat, dann durch die Sint Anthoniebreestraat und endlich in der Joodenbreestraat, wo ich damals, ein paar Schritte von dem Haus entfernt, in dem Rembrandt so viele Jahre lang geschaffen hat, wohnte: überall sah ich da wieder die malerische Menge, dieses geräuschvolle Leben, diese warmen jüdischen Gesichter mit ihren eisgrauen Bärten, die Frauen mit ihren fuchsrothen Haaren, die Karren voll von Fischen und Früchten und allerlei Waaren. Ueberall Rembrandt!

Es giebt aber noch eine dritte Aeußerung von Rembrandts Talent: seine Zeichnungen. Für einen jungen Maler, der nach Mitteln sucht, um seine Gedanken auszusprechen, waren diese Zeichnungen eben so räthselhaft wie ermuthigend. Da sie nicht so deutlich waren wie die Radirungen, dauerte es einige Zeit, ehe ich mich mit ihnen befreunden konnte; aber als ich begriffen hatte (was ich heute noch glaube), daß der Meister diese Zeichnungen nicht gemacht hatte, um sie mit zierlichen Linien zu umgeben und sie dann dem Publikum vorzuführen, da fühlte ich ihre wahre Tragweite. Meist warens Gefühlsäußerungen, mit denen er seinem phantasiereichen Gemüth zu Hilfe kommen wollte. Ohne jedes Nachdenken auf das Papier geworfen, aber von einer Hand, die bei jedem Zucken und bei jeder Erregung Meisterstücke schuf. Oberflächlich betrachtet, werden diese Zeichnungen durch allerlei Tintenflecke und harte dicke Striche, die wild und wunderlich durcheinander gingen, entstellt; betrachtet man sie aber gut, dann scheint Alles wohlberechnet und gefühlt.

So sah ich also diesen Rembrandt als den Mann, der mit seinem Pinsel, seiner Feder oder dem Grabstichel Alles darzustellen und vor die Phantasie zu zaubern vermochte. Vom Himmel und von der Erde, von den Helden der Geschichte und von den alltäglichen Menschen, von einem Stückchen des Thurms der Westerkirche wußte er eine schöne Zeichnung zu machen; Löwen und Elephanten wurden in der seltsamsten Weise wiedergegeben. Besonders seine nackten Frauengestalten sind deshalb so merkwürdig, weil bis jetzt kein Maler gewagt hatte, sie so darzustellen, wie sie im Atelier vor ihm standen. Rembrandt, bezaubert durch das Licht und die Gluth der Fleischfarbe, zauderte keinen Augenblick, sie so zu malen, wie er sie sah. Es war keine Venus, keine

Juno oder Diana; es war die Waschfrau seines Nachbars, die er entkleidete und in der Herrlichkeit ihres Fleisches wiedergab. Und seine Handschrift allein (ich meine die Manier, mit der er seine Schnörkel und Striche hinwarf) war an sich schon ein genußreicher Anblick, von dem man sich nur schwer trennen konnte. Und das Alles that er mit einer Leichtfertigkeit, mit einer Ausgelassenheit und mit einer Sicherheit, die den Gedanken an mühsames Studium, an irgendeine Anstrengung gar nicht aufkommen ließ.

Und wie denke ich jetzt über den Meister, nachdem so viele Jahrzehnte verstrichen sind? Wohlan denn, Leser: betrachte mit mir die gewaltigste Aeußerung von Rembrandts großartiger Malkunst, seine „Nachtwache".

Schon beim ersten Anblick werden wir sofort durch breite Bewegungen von Schatten und Licht getroffen, die wie Farbentöne durch die enorme Fläche der Leinwand singen. Dann kommen plötzlich zwei Männer auf uns zu, die aus der Gruppe nach vorn treten; der Eine ganz dunkel, der Andere ganz hell gekleidet. Das ist Rembrandt! Er wagt, schreiendes Licht gegen Dunkel zu stellen. Und um diesen Gegensatz von großen Linien harmonisch zu machen, ersinnt er Etwas: der linke Arm des dunklen Mannes ist ausgestreckt, als ob er mit der vorgehaltenen Hand Etwas behaupten will, und so wirft er mit seiner Hand einen großen sonnigen Schlagschatten auf seinen weißen Kameraden. Das Genie weiß sich zu helfen, wo gewöhnliche Menschen keinen Rath mehr wissen. Diese Männer sind offenbar mit einander im Gespräch; man sieht: sie sind die Anführer des ganzen Trupps. Da stand er jetzt, der große Meister, als Alles auf die Leinwand gebracht war, was darauf kommen mußte, — aber er schüttelte das Haupt. Nach seiner Meinung traten diese beiden Männer noch nicht so, wie sie sollten, in den Vordergrund. Dann nahm er noch einmal seine große Palette, seinen breitesten Pinsel tauchte er noch einmal tief in den Farbentopf: und die zwei vordersten Gestalten wurden noch einmal mit kräftigen Strichen behandelt. Hier mehr Tiefe, dort noch mehr Licht. So versuchte er Alles, um Dem, was in den Vordergrund zu kommen hatte, noch ein kräftigeres Relief zu geben. Und dann sah er, daß es gut war; und so ließ er es dann auch stehen. Vielleicht war die Aehnlichkeit seiner Auftraggeber etwas weniger sprechend, auch beklagte man sich bei ihm über Mangel an Ausführlichkeit; aber für ihn war die Hauptsache, daß die Figuren lebten und daß sie sich bewegten. Wie herrlich ist ihm Dies gelungen! Von den Federn ihrer Hüte an bis zu den Sohlen ihrer Schuhe, die beinahe den Rand des Gemäldes erreichen, ist Alles, als ob man es mit der Hand prüfen könnte. Die Köpfe sind voll Energie und Charakter, ihre Kleidung ist auf den Leib gegossen, der stählerne Halsberg, die Schärpe, die Stiefel des hellen Mannes sind von wunderbarer Malkraft; der dunkle mit dem rothen Wehrgehäng, mit dem Handschuh und dem Stock ist von einer Erfindungsgabe, die nur deshalb nicht auffällt, weil Alles so richtig, ein-

fach und natürlich ist. Ich kenne keine Darstellung, welche die Pracht und das Malerische jener Zeiten so stark ausdrückt wie die zwei Männer, die auf diesem Riesengemälde einherschreiten.

Wenden wir uns nun zu der rechten Seite, um den schwitzenden Trommler zu betrachten. Ein scheinbar pockennarbiges Gesicht unter dem Schatten eines verschlissenen Hutes, die echte Falstaff-Figur, die dicke Trunkenboldnase, der fettige Mund: Alles zeugt von der malerischen Bravour, die den Wagemuth des Meisters so besonders charakterisirt; man sehe nur, wie der Mann drauflostrommelt; als ob er jedem Beschauer sagen wolle, daß er eine der prächtigsten Figuren des berühmten Meisters sei, den man Rembrandt nennt. Ich begreife sehr gut, daß beim Anblick dieses Mannes, wie er vor uns webt und lebt, der beschränkte, quasi gelehrte und dumm-gewissenhafte Gérard de Laireſſe in seinem großen Buch über die Malkunst (in dem Rembrandt der größte Farbenklekser genannt wird) ausrief: „Bei Rembrandt läuft die Farbe wie Dreck aufs Paneel!“ Genialität und philisterhaftes Knotenthum sind und bleiben geschworene Feinde.

Wenden wir uns jetzt nach der linken Seite des Gemäldes. Hier steht der durchgeistigte Landsknecht, ganz in Roth gekleidet. Ein Maler mit dem Hell- und Brauntalent brauchte nicht bang zu sein, einen Menschen von Kopf zu Fuß roth zu malen: er wußte, daß das Spiel von Hell und Dunkel ihm helfen würde. So liegt denn auch hier das Roth zum Theil im Schatten einer herrlichen Nuance und vereinigt sich trefflich mit den gräulich grauen Tönen der übrigen Figuren. Auch dieser rothe Mann ist in der eben beschriebenen Weise mit dem Pinsel behandelt worden; betrachtet man ihn gut, dann neigt man in den Glauben, Rembrandt habe diesen hervortretenden Mann mit einem vollen Pinselstrich von oben bis zu den Füßen hingeworfen. Wie fest ist die Behandlung der Hand, die das Gewehr ladet, wie forsch die Striche auf seinem rothen Hut, auf dem rothen Wams; wie kräftig, lebhaft, beweglich und reich steht er da!

In diesem wunderbaren Gemälde stoßen wir jeden Augenblick auf etwas Interessantes. Sprechend ist der Hellebardier, der vom Rande links rückwärts blickt, dann der Mann, der hinter dem Weißen sein Gewehr untersucht, und ganz herrlich wirkt der lachende, von dunklem Hintergrund sich abhebende Junge mit seinem grauen Hut. Der Kopf des Mannes, der mit seinem Arm auf Etwas zeigt, ist auch wieder von besonderer Farbe und Malweise; selbst der graue Pfeiler, gegen den sich der Kopf mit dem Helm abhebt, wirkt trefflich zum Gesammteindruck mit. Aber hier ist noch etwas Wunderbares: das fremdartige Mädchen, das sich zwischen all diesen Männern bewegt. Viele Kritiker und Kunsthistoriker haben sich den Kopf zerbrochen, um zu erfassen, was Dies eigentlich zu bedeuten habe, und gefragt, ob die Figur überhaupt hierher gehöre. Hätte Rembrandt sie gehört, denn würde er lächelnd geantwortet haben: „Seht Ihr denn nicht, daß ich dieses liebliche Kind hier brauchte, um gegen all die nach unten laufenden Linien

und dunklen Farben einen Kontrast zu schaffen?“ Der Mann mit der Fahne im Hintergrund, der weglaufende Hund: Alles unterstützt und hilft einander in Farben, Linien und Effekt. Auf diesem Gemälde verräth noch die winzigste Stelle ein ungemeines Malertalent. Hier gilt die Behauptung: Schneide nur ein kleines Stück aus einem Gemälde heraus und ich will Dir sagen, ob der Maler ein Künstler ist.

Und nun die „Staalmeesters“.

Hier schallt uns eine ganz andere Musik entgegen als aus den Tönen der „Nachtwache“. Still und vornehm ist Alles; hier herrscht allein die hohe Auffassung des menschlichen Antlitzes. Sie sitzen hier, diese altholländischen Männer, und berathschlagen, ihre Geschäftsbücher vor sich auf dem Tisch. Rembrandt hat uns ihre Köpfe mit so viel Leben verdeutlicht, daß sie im Laufe der Zeiten alte Bekannte geworden sind. Ja, alte Bekannte, die schon einige Hundert Jahre gelebt haben, ehe wir da waren. Wie lange schon kenne ich diesen Mann an der linken Seite mit seiner Hand auf dem Lehnstuhl, mit den grauen, feinen Haaren, die unter seinem hohen, spitzigen Hut von seiner breiten gerunzelten Stirn hervorquellen. Hier giebt die Farbe, sowohl im Licht wie im Schatten, ein Durcheinander von Fleischtönen, Zwischentönen von Grün und Roth, Grau und Gelb; hier ist eine Kunstleistung erreicht, vor der Einem der Verstand stillstehen könnte. Das Relief, das Hervorspringen aus dem Hintergrund ergreift uns wunderbar. Aber auch welches Modell! Wie sieht uns der Mann mit dem einfachen Blick aus den tiefen Augenhöhlen an: ein Unikum, wie es Rembrandt selbst niemals übertroffen hat. Auch alle anderen Köpfe, besonders der Mann, der sich nach vorn beugt, dieser wunderbar natürliche Zunftmeister, der vor dem Buch sitzt, und sein neben ihm sitzender Nachbar, bis zum fünften Kaufmann an der rechten Seite mit dem Diener hinter sich: Alles ist Männlichkeit, Reichthum und Leben. Der Hintergrund ist wieder eine Schöpfung, wie sie nur Rembrandts feines Gefühl für Linien hervorzubringen wußte. Die Wand und das Getäfel umgeben diese Komposition, als ob sichs von selbst verstünde und als ob es auch in einer Wirklichkeit so gewesen wäre. Und doch wird dieser geniale Kunstgriff noch durch die Herrlichkeit in dem warmen Kolorit des rothen Tischtuchs übertroffen, das dem ganzen Gemälde einen tieferen, dunkleren Ton verleiht. Ob über dieses Gemälde nach seiner Vollendung von den Zeitgenossen viel gesprochen und geschrieben worden ist, weiß ich nicht; aber uns sind diese Männerköpfe das Höchste, was die Malkunst erreichen kann. In Madrid, wo mich die Gemälde von Velazquez bezauberten, machte ich mit Bekannten einen Spazirgang durch die Straßen und über die Plätze der Stadt; an einem Gebäude sahen wir einen großen, vielfarbigen Anschlagzettel, auf dem vermerkt war, daß hier eine Ausstellung von Bildern moderner spanischer Künstler war. Neugierig traten wir ein und sahen viel Schönes und Gutes; aber plötzlich standen wir, wie aus Spanien weggeblasen, vor drei Köpfen aus den Staalmeesters, die ein spanischer Maler in Amster-

dam kopirt hatte. War es Chauvinismus, war es Ueberzeugung? Diese Kopien redeten zu uns aus einem Geist größerer Einfachheit, großartigerer Auffassung der Natur und der Menschenwürde als Alles, was wir im Prado bewundert hatten. Ja, dieses Gemälde erschlägt sogar die altholländischen Kunstbrüder: der tüchtige Van der Helst wird neben ihm oberflächlich, der prächtige Frans Hals skizzenhaft und durchsichtig; denn so viel Genialität, so viel Relief bei solcher Natürlichkeit der Haltung und Geberden wird nicht mehr gefunden. Und der Mann, der dieses Wunderwerk schuf, war damals ein armer Bürger, der in einem dunklen Winkel der Stadt Amsterdam wohnte.

Rembrandt steht in unseren Tagen im Zenith seines Ruhmes. Gold hat neben seinen Meisterstücken keinen Werth mehr; um das Unbedeutendste davon zu besitzen, opfert man Hände voll Gold, man durchreist nach ihm die Welt und die Kritik, die sich lange Jahre hören ließ, ist jetzt verstummt. Merkwürdig ist, daß keine der allgemein anerkannten Größen der Malkunst im Lauf der Zeiten der Gegenstand so vieler Kritik gewesen ist wie das Werk Rembrandts. Und dennoch, was man auch über die Unwahrscheinlichkeit der Vorstellung und die Uebertriebenheit des dunklen Hintergrundes gesagt hat, bleibt die „Nachtwache" noch stets, wie die Engländer sie nennen, das Wunder der Welt. Schon als Rembrandt lebte, gab es Leute genug, die ihm übel nahmen, daß er nicht bei der Antike und bei den Italienern in die Schule gegangen war und daß er die Natur so malte, wie er sie wirklich zu sehen glaubte. Uns dünkt Dies befremdend; aber es ist wahr. Schon während der letzten Lebensjahre Rembrandts war man mit den alten holländischen Begriffen in Kunst und Literatur nicht mehr zufrieden; und jetzt noch lese ich mit Widerwillen, wie man die Namen latinisirte und in holländischen poetischen Werken über griechische Götter und mythologische Figuren sprach, die zu unserem holländischen Himmel so schlecht passen. Aber zum Glück hat sich Rembrandt stark genug gefühlt, um unbeirrt seinen eigenen Weg zu gehen, und die Zeit liegt hinter uns, in der man von den kunstgefährlichen Theorien sprach, die seinen Gemälden anhaften sollten. Das ist vorbei. Heute fühlen und wissen wir, daß die vermeintlichen Schwächen und Uebertreibungen aus der Eigenart eines außerordentlichen Menschen stammten, und wir möchten sie nicht entbehren, weil wir dann befürchten müßten, ein unvollständiges Bild der Persönlichkeit vor uns zu haben, von der jede Lebensäußerung unser Interesse erregt.

Ich schließe.... Aber (wie so manches Mädchen an den Liebsten schreibt) ich höre nur mit der Feder auf, nicht mit dem Herzen. Ich denke an das Portrait von „Jan Six", dieses seltene Juwel, ich denke an den Louvre, an Cassel, an Braunschweig und an manches Andere. Genug. Ich wollte in diesen Zeilen dem Leser nur sagen, wie ich mir Rembrandt stets vorgestellt habe: als das Ideal des Künstlers, frei und genial in Allem, was er that, eine Gestalt, in der sich die Größe unseres alten niederländischen Gemeinwesens spiegelt.

Amsterdam. Joseph Israels.

Aktienwillkür.

Daß die Kieler Woche auch dem Aktiensport einen Sieg brachte, ist wenig bemerkt, aber von den Betroffenen angenehm empfunden worden. Im kieler Hotel Continental kams zum Endspurt im Rennen zwischen Stamm- und Vorzugsaktionären der Howaldtwerke, die in den Bann einer Majorität von unbeschränktem Machtbewußtsein gerathen waren. Die Howaldtwerke hatten mit gewissen Schwierigkeiten in der Erhaltung des Gleichgewichtes zu kämpfen. Eine Millionenforderung an die russische Marine mußte, als ein untilgbarer Schönheitfehler, durch fünf Bilanzen geschleppt werden. Vor Jahr und Tag versuchte die Gesellschaft eine Sanirung: sie gab drei Millionen Mark Vorzugaktien aus. Diese Transaktion schuf eine neue Macht. Eine Tochtergesellschaft der bekannten schweizerischen Firma Brown Boveri & Co. übernahm die mit doppeltem Stimmrecht ausgestatteten Prioritäten und degradirte damit die Stammaktionäre, die nur fünftausend Stimmen hatten. Die Gruppe der Majorität, zu der auch die Deutsche Bank, als Kreditgeberin der Howaldtwerke, gehört, hatte ein mehrfach begründetes Interesse an der kieler Werft. Die Besitzerin der Vorzugaktien, die Gesellschaft „Turbinia", sah in den Howaldtwerken einen wichtigen Abnehmer und wollte ihn ganz in ihre Hände bekommen. So wurde den Stammaktien Fehde angesagt. Die Kriegserklärung erschien in der Gestalt eines Reorganisationplanes; der Minderheit wurde zugemuthet, sich mit einer Zusammenlegung ihrer Aktien von 5:2 einverstanden zu erklären. Dafür sollte sie zum Bezug der neuen Vorzugaktien berechtigt werden. Die Mehrheit wollte kein materielles Opfer bringen. Um dieser artigen Zumuthung nachzuhelfen, wurde mit Konkurs oder Liquidation gedroht. Von der Deutschen Bank nebenbei noch mit der Entziehung des Kredites. Zuerst war bestritten worden, daß den Werken Geld fehle; die Dringlichkeit, mit der die Reorganisation empfohlen wurde, war also merkwürdig. Die Minorität blieb standhaft. Sie lehnte die Bewilligung neuen Geldes nicht grundsätzlich ab, verlangte aber, daß die Transaktion in einer Form durchgeführt werde, die sie für immer vor der Gefahr neuer Majorisirung schütze. Am Tag der Entscheidung standen die Gegner einander zunächst in schroffer Unversöhnlichkeit gegenüber. Da brachte, wie es oft im Augenblick höchster Spannung geschieht, ein Zufall die Lösung. Ein Vertreter der Majorität, der im Aufsichtrath der Gesellschaft saß, ließ sich in der Erregung ein paar unvorsichtige Worte über die Bilanzen der Howaldtwerke entschlüpfen. Ein Führer der Gegenpartei nagelte den Redner sofort fest und drohte mit einem Regreßprozeß. Nun konnte man verhandeln und die Verständigung vorbereiten, die mit der endgiltigen Preisgabe von 1¾ Millionen durch die Majorität besiegelt wurde. So theuer war wohl selten ein unbedachtes Wort. Die Minderheit hatte gesiegt: und nun wich plötzlich auch der Wolkenschleier, der vorher die Zukunft so düster erscheinen ließ. Jetzt gabs eine Fülle von

Aufträgen und ansehnliche Dividendenchancen. Vor der Entscheidung war davon nicht die Rede gewesen; da schien der Himmel umdüstert.

Daß durch zähe Konsequenz und genaue Kenntniß der Verhältnisse eine Gruppe von Aktionären sich durchgesetzt hat, ist erfreulich; schlimm aber, daß nur ein Zufall, nicht die rückhaltlose Kritik allein, der besseren Sache zum Sieg verhalf. So gering sind die Garantien, die das geschriebene Aktienrecht gegen Willkür bietet. Neu ist diese Entdeckung gewiß nicht; sie drängt sich dem Blick immer wieder auf. Die Beseitigung des Uebels ist deshalb so schwierig, weil die „Facilitäten", die der Aktie anhaften, alle möglichen Spielarten zeigen: heute treiben sie die Majorität in Uebermuth und morgen locken sie die Minderheit oder die Verwaltung in bedenkliche Maßregeln. Der Normalfall ist durch das natürliche Uebergewicht der Mehrzahl gegeben. Aber nicht jede Minorität, die das letzte Wort behält, hat Recht; in der Schwäche liegt noch keine ausreichende Rechtfertigung. Das Angebot der Gewerkschaft Konstantin auf eine Zeche der Bochumer Bergwerkgesellschaft wurde von einer Minorität abgelehnt, obwohl die bochumer Verwaltung für die Annahme eingetreten war. Ueber die Details des Geschäftes sprach ich hier schon. Die Bochumer Bergwerkgesellschaft hat eine zwanzigjährige, durch keine Dividende belastete Vergangenheit hinter sich. Und die Zukunft birgt kaum freundlichere Möglichkeiten, da die bochumer Gesellschaft, die eine Reine Zeche betreibt, zum Stiefkind des Schicksals ausersehen scheint. Das Anerbieten von Konstantin verhieß eine sichere Rente von 3⅓ Prozent; und trotzdem lehnte es die Generalversammlung mit der gesetzlich vorgeschriebenen Mindestzahl von Stimmen ab. Die Opponenten glaubten, man könne von Konstantin einen höheren Preis erreichen; obwohl die Gewerkschaft erklärt hatte, daß sie um keinen Pfennig über ihr Gebot hinausgehen werde. Ob hinter den Coulissen Etwas vorgegangen war? Jedenfalls wirkte, nachdem die Fusion der beiden Zechen die Börse Wochen lang beschäftigt hatte, der Schluß wie eine beabsichtigte Verhöhnung. Und die schwächere Gruppe der Aktionäre hat die volle Verantwortung für das Schicksal der Gesellschaft zu tragen. Unerklärlich ist, daß der Diskontogesellschaft, die zu der Bochumerin die selben Beziehungen hat wie zur Dortmunder Union, nicht gelang, die Transaktion zu sichern. Die Leute der Großbank sind doch sonst in den Künsten der Regie nicht schlecht beschlagen. Wir haben aber mehr als einmal erlebt, daß gerade sie in der Beurtheilung der ihnen affiliirten Gesellschaften irren. Irren wollten? Das darf man natürlich nicht sagen.

Jüngst ärgerte sich die Börse an der Otavigesellschaft. Die Dividende, hatte man gedacht, wird nicht hinter den 11 Prozent des vorigen Jahres zurückbleiben. Anfragen bei der Diskontogesellschaft brachten keine Gewißheit, ließen aber auch nicht den leisesten Verdacht einer Verschlechterung zu. In der letzten Juniwoche war die Außerordentliche Generalversammlung, die über die Rückzahlung auf die Antheile und die (nach der Uebernahme der Bahn durch das Reich nothwendig

gewordenen) Statutenänderungen zu beschließen hatte. Da erklärte der Vorsitzende, die Dividende werde wahrscheinlich 1 bis 1½ Prozent niedriger sein als im Jahr 1909. Das Geschäftsjahr der Gesellschaft schließt mit dem März; und drei Monate nach dem Bilanztag war bei der Diskontogesellschaft noch nichts Sicheres über die Dividende zu erfahren. Wohl aber waren vorher Otaviantheile von hamburger „Kennern" verkauft worden. Sonderbare Vorahnungen, die immer das Richtige treffen! Die Leute, die das Glück haben, zu den Eingeweihten zu gehören, können sich auf Kosten des bloßen Stimmviehs alle üblen Erfahrungen ersparen. Die Verkäufer der Otavipapiere wußten natürlich von dem zu erwartenden Dividendenrückgang; aber die „betheiligte" Bank war ahnunglos und die Mitwelt gelangte erst in den Besitz des Geheimnisses, als die bevorzugte Klasse sich erleichtert hatte. Solche Erfahrungen fördern die Achtung vor der „Aktienwahrheit".

Doch giebt es auch Gesellschaften, die eine krankhafte Sehnsucht nach der Oeffentlichkeit haben. Ihnen ist nicht wohl, wenn sie nicht in der Diskussion sind. Denn aus Nachrichten ergeben sich Berichtigungen; und aus Berichtigungen kann man leicht wieder neue Nachrichten machen. Die Kyffhäuserhütte in Artern war bis ins Jahr 1905 eine bescheidene Provinzialin mit 400000 Mark Aktienkapital. Die Dividenden kletterten in die Höhe und erreichten mit 60 Prozent den Gipfel. Nun kam die Hybris, die den Wunsch gebar, die Aktien mit der Blüthe der Kultur zusammenzubringen. Das Kapital wurde auf die für Berlin vorgeschriebene Million erhöht und durch die Dresdener Bank zu 312½ in die berliner Börse eingeführt. Das erste Jahr schloß mit einem Dividendenrutsch von 20 auf 13. Dann kam ein Jahr ohne Dividende. In den letzten zwei Jahren ging es wieder aufwärts. Anfang Mai 1910 wurde die Erhöhung des Aktienkapitals (um 1 Million) auf 2½ Millionen beschlossen. In der Generalversammlung sagte die Direktion, daß die Mehrumsätze in den ersten vier Monaten recht beträchtlich gewesen, die Aussichten ins neue Jahr also gut seien. Nach dieser Erklärung kletterte der Kurs langsam in die Höhe. Ohne besonderen Elan; man hatte, selbst bei strenger Kritik, keinen Anlaß, die Bewegung als „Kurstreiberei" zu bezeichnen. Die Direktion der Kyffhäuserhütte scheint aber von ungemein feinem Sittlichkeitgefühl erfüllt zu sein; denn sie richtete an ein Mitglied ihres Aufsichtrathes einen Brief, der sagte, die Bewegung in den Aktien der Gesellschaft sei mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht im Einklang und die Verwaltung müsse, wenn die „Kurstreiberei" weitergehe, eine offizielle Warnung vor zu hoch steigenden Hoffnungen erlassen. Zwischen dem Datum dieses Briefes und dem Tag der Generalversammlung lag ein Zeitraum von sechs Wochen. Wer trug die Schuld an der „Kurstreiberei" (wenn wirklich von einer gesprochen werden konnte)? Die Verwaltung. Wer warnt vor zu kühnen Hoffnungen? Die Verwaltung. Und der Brief an das Aufsichtrathsmitglied sollte natürlich nicht verborgen bleiben.

Die Aktie müßte, nach der Begriffsbestimmung des Strafgesetz-

buches, unter die Bezeichnung „gefährliches Werkzeug“ fallen. Die Körperverletzungen, die dieses Werkzeug bewirkt, sind meist schwere, nicht selten solche mit tötlichem Ausgang. Manchmal freilich steht Einer von den Toten wieder auf. Ein Wiedergeborener dieser Art scheint Adolf C. Eberbach zu sein, dem die Kommerz- und Diskontobank einst den Rest gab. Er ist jetzt Mitinhaber des Excelsiorhotels und führt einen Prozeß gegen die Kommerzbank, die ihm den Schaden ersetzen soll. Er behauptet, die Bank habe ohne Berechtigung die ihr von Eberbach ins Depot gegebenen Aktien des Kaiserhofes verkauft und dadurch seinen Bankerot herbeigeführt. Für die Kommerzbank ist es nicht angenehm, in einen langwierigen Prozeß verwickelt zu werden, dessen einzelne Phasen die Oeffentlichkeit lebhaft beschäftigen. So besteht die Möglichkeit eines Ausgleiches. Daß die Bank die Episode Eberbach vergessen möchte, zeigt ein Vorgang, der sich neulich im Bereich des Admiralsgartenbades abspielte. Die Kommerzbank präsentirte drei ihrer Herren für den Aufsichtrath der Gesellschaft, um, ohne die Gefahr des Widerspruches, das Schicksal des Unternehmens bestimmen zu können. Das heißt: Die Admiralsgartenbad-Gesellschaft soll liquidirt werden. Damit wäre das Ziel erreicht, dem auch Eberbach zustrebte. Die vorgeschlagenen Wahlen zum Aufsichtrath wurden genehmigt. Der letzte Akt des Dramas steht also fest; und man darf sich nun auf das Satyrspiel freuen. Daß in diesem Nachspiel Eberbach eine Rolle haben wird, ist ziemlich sicher. Die scheinbar tollsten Pläne finden, wenn sie von der Sensation zur nüchternen Rechnungsache herabgedrückt sind, schließlich den ihnen nöthigen Boden in der Wirklichkeit. Die Aktie, mit ihrer Anpassungfähigkeit und beträchtlichen Produktivität, verführt leicht zu Extratouren in die Vierte Dimension. Sie hat aber auch die Kraft der Selbstheilung in sich und kann den Rahmen, in dem sie gedeihen möchte, je nach dem Bedürfniß weiten und verengen. Sie ärgert oft; doch man hat noch nichts Besseres. Ladon.

Encyklisches.

Verehrter Herr Harden, der Katholik, der in einer Zuschrift an Sie einige Einwendungen gegen meinen Borromaeusartikel macht, verdient eine Antwort. Er versichert, daß er sich keiner Heuchelei bewußt sei, wenn er als gläubiger Katholik „auf gutem Fuß mit seinen Mitmenschen anderer Konfession lebt“. Das glaube ich ihm gern; die Unvereinbarkeit der praktisch geübten Verträglichkeit mit der vom Dogma geforderten grundsätzlichen Intoleranz wird eben nur bei schärferem Nachdenken klar, das nicht Jedermanns Sache ist. In gutem Glauben eignet er sich auch die alte Ausflucht der Vertheidiger der Unfehl-

barkeitlehre an: die Unfehlbarkeit sei bei der Borromaeus-Encyklika nicht engagirt, weil der Papst ja nur unfehlbar sei, wenn er in Sachen des Glaubens und der Sitten ex cathedra eine Entscheidung ausspreche. Den Russen sagt man nach (obs wahr ist, weiß ich nicht), daß sie ihrem Popen, wenn sie ihn durchprügeln wollen, vorher den geistlichen Rock ausziehen; dem Rocke gilt, neben den Heiligenbildern, ihre Ehrfurcht, nicht dem Manne. Der homo europaeus jedoch ist kein Fetischanbeter. Er glaubt nicht, daß die cathedra Petri durch den Mund des auf ihr Sitzenden göttliche Orakel verkünde. Nur mit der Person des Papstes hat er zu thun, nicht mit einem Möbel von Holz oder Marmor. Er glaubt entweder, daß der Mensch Pius X. das Werkzeug des Heiligen Geistes zur Belehrung der Christenheit sei, oder er glaubt es nicht. Glaubt ers, so hält er jedes die Religion betreffende Wort, das aus des Papstes Munde kommt, für lautere Wahrheit; und er suspendirt sein Urtheil nicht, bis die Theologen ausgemacht haben werden, ob der Ausspruch eine Entscheidung ex cathedra sei. Das Urtheil der Theologen ist ja auch gar nicht maßgebend, denn nicht ihnen, sondern dem Papste spricht das Dogma die Unfehlbarkeit zu; nur der Papst selbst also wäre befugt, zu entscheiden, ob der streitige Ausspruch ein Kathedralspruch war; und bejahte er die Frage, so müßten die Theologen dann wieder von vorn anfangen, darüber zu streiten, ob diese letzte Entscheidung eine Kathedralentscheidung sei. Eine solche, meint Ihr zorniger Briefschreiber, komme hier schon darum nicht in Betracht, weil ja der Papst nur die Personen der Reformatoren be- und verurtheile. Nein. In der Encyklika heißt es: Diese stolzen und widerspenstigen Menschen „nannten den rebellischen Wirrwar und die Verkehrung des Glaubens und der Sitten Erneuerung, sich selbst aber Wiederhersteller der alten Kirchenzucht. In Wahrheit aber waren sie Verderber". Die Frage, ob die von Luther, Zwingli und Calvin geschaffenen Einrichtungen eine Verbesserung oder eine Verderbniß der Kirche bedeuten, scheint mir denn doch eine so eminent religiöse, den Glauben und die Sitten betreffende zu sein, daß daneben die Bedeutung der meisten dogmatischen Definitionen, die in Rom gefunden werden, zusammenschrumpft. Das Citat aus der Encyklika ist der Schrift entnommen: „Der Heilige Karl Borromaeus und das Rundschreiben Pius des Zehnten. Zur Aufklärung des katholischen Volkes von Clericus Rhenanus." (Mainz, Kirchheim & Co.) Der Verfasser hat sich durch mein Lob der Borromaeusbiographie von Hepp veranlaßt gesehen, sie abzudrucken; dem Abdruck hat er Betrachtungen über den Sturm, den die Encyklika entfesselt hat, voran- und nachgeschickt und in diese Betrachtungen einzelne Stellen des päpstlichen Rundschreibens eingeflochten, darunter auch die über die Reformation. Die Brochure athmet Friedensliebe; daß sie die verhängnißvolle Stelle als harmlos zu charakterisiren versucht und die Katholische Kirche mit der Hierarchie identifizirt, versteht sich bei der Rechtgläubigkeit des Verfassers von selbst.

Neisse. Karl Jentsch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

MURATTI Cigarettes

Manchester

Einheitspreis für Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung . . . . . M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.

MARKE SALAMANDER

SALAMANDER

Schuhges. m. b. H., Berlin

Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstr. 182
Basel — Wien I — Zürich

Jeder Arzt empfiehlt

Köstritzer Schwarzbier

aus der Fürstlichen Brauerei Köstritz, gegr. 1696

für Blutarme, Bleichsüchtige, stillende Mütter, Abgearbeitete und Rekonvaleszenten. Es ist das beste und nahrhafteste Getränk für Alt und Jung, ein Nähr- und Kraftmittel ersten Ranges. Wenig Alkohol, viel Malz. Nicht zu verwechseln mit den gewöhnlichen Malzbieren. Billiger Haustrunk. Bestes Tafelgetränk. **Echt** zu haben nur in den durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen. Wo nicht zu haben, wende man sich an die **Fürstliche Brauerei Köstritz**, die gern Auskunft über bequemsten Bezug erteilt. — Vertreter überall gesucht.

Elektrisches Plätteisen im Gebrauch.

AEG

Elektrische Heiz- und Kochapparate

Ausstellung
und Verkauf

Taubenstr. 21.

Theater-Anzeigen

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Metropol-Theater.

Allabendlich 8 Uhr:

Halloh!!!

Die grosse Revue!

Winter-Garten

La Tortajada

in ihr. neuest. Schöpfung: **Abenteuer eines Toreros**

Les fleurs polonaises

Ein polnisches Bauernfest

Amann

Mimiker und Charakteristiker

sowie die sensationellen Attraktionen des **Juli-Programms.**

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz

Kalte und warme Küche.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag.

Im neuerbauten Jägerstr. 63a **„Moulin rouge"**

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Ehe- Schliessung in rechtsgültig **England**

in allen Ländern, **diskret. Honorar** mässig. **Bewährtes Institut „Mars", Berlin W, Linkstr. 9** (Potsdamer Platz). Abteilung Reiseverkehr.

Neues Operetten-Theater

8 Uhr abends:

Der Graf von Luxemburg.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

AUSSTELLUNGSHALLE

am ZOO

Täglich:

Sumurûn

Pantomime von Friedrich Freksa
Musik von Victor Hollaender
Insceniert von Max Reinhardt

Kinematographische Aufnahme der

Aufführung des

Deutschen Theaters

Nachm. 5 Uhr:
0.50, 1.00 u. 2.00 M.

Abends 1/2 9 Uhr:
1.00, 2.00 u. 3.00 M.

Bibliotheken und Kunstsammlungen

sowie einzelne Stücke von Wert kauft stets zu hohen Preisen

Paul Graupe, Antiquariat

BERLIN W. 35, Lützowstraße 38.

Zeitungsausschnitte

aus der in- u. ausländischen Presse über jeden beliebigen Gegenstand in reichhaltiger und guter Auswahl liefert Prospekte kostenlos. **Berliner Literarisches Bureau** Berlin, Wilhelmstr. 127.

Neu eröffnet!

Schwedischer Pavillon Wannsee

direkt am Wannsee gelegen

per Fährboot in 5 Minuten, per Wagen in 10 Minuten,
:: zu Fuss in 20 Minuten bequem zu erreichen ::

Franz Eberlein

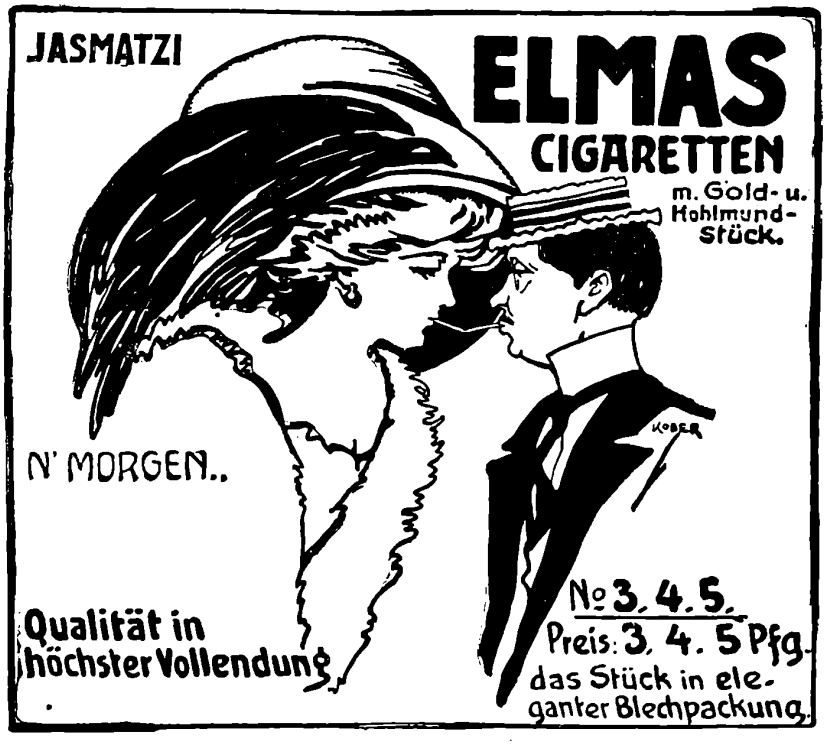
Wein-Restaurant I. Ranges

Salons u. Säle für Privatfestlichkeiten bis zu 600 Personen

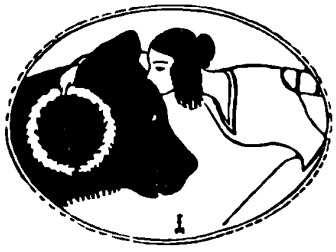
Münchener ✕ **Pilsener**

Comfortable Zimmer auf Wochen und Monate mit, auch ohne Pension. Bad, elektr. Licht, Warmwasserheizung.

Tennis-Platz o Auto-Garage o Stallung



Restaurant und Bar Riche
Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).
Treffpunkt der vornehmen Welt
Die ganze Nacht geöffnet. **Künstler-Doppel-Konzerte.**



Secession
Kurfürstendamm 208/209.
Geöffn. tägl. 9—7 Uhr. **Eintritt 1 M.**

Eröffnung am ersten Oktober 1910
Sans-Souci
Kurfürstendamm 217
:: Ecke Fasanenstrasse ::
Hillengass & Eberbach

Das neue **U. T. — Union-Theater, Unter den Linden 21** — geht nun rüstig seiner Vollendung entgegen. Die Projektions-Aktiengesellschaft „Union", Frankfurt a. Main, wird mit diesem seinem zweiten Unternehmen dieser Art in Berlin einen Clou im wahren Sinne des Wortes schaffen. Das ganze Theater, auf den vornehmen Ton einer antiken griechischen Säulenhalle gestimmt, erhält eine wahrhaft pompöse innere Ausstattung. Schon das riesige in weiss und grün Marmor gehaltene Vestibul mit seinen herrlichen Wand- und Deckengemälden, und das entzückende Foyer mit einer reizenden „Fontaine lumineuse" werden eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges. Wie wir hören, hat Direktor Goldschmidt die Eröffnung dieses für die allervornehmsten Gesellschaftskreise bestimmten „Cinéma-Theaters" auf den 20. August 1910 festgesetzt Wir werden auf Einzelheiten noch später zurückkommen.

LUNA-PARK

Terrassen am Halensee

Grösster Vergnügungspark des Continents.

Zur Feier der erreichten Besucherzahl von

1 000 000

heute, Sonnabend, den 23. Juli Elitetag:

Souvenirfest

Damen-Schönheits-Preiskonkurrenz

Sensationelle Attraktionen. — 3 Konzerte.

U. T.

Union - Theater

Alexanderplatz

Die neue

Schlager-Revue

Täglich Eingang von

Novitäten.

Anfang Sonntags **3** Uhr,
Wochentags **5** Uhr.

„Verein Till Eulenspiegel"

I. Vorsitzender:

Schriftsteller Oskar Klein

Berlin W., Körnerstr. 1

eröffnet im Herbst aufs neue seine Tylleries, um in alter humorvollster Weise die beliebten Herrenabende und grossen Familienbälle zu veranstalten. Aufnahme von Mitgliedern ab 1. August cr.

PHOTOGRAPHISCHE APPARATE

von einfacher, aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung sowie sämtliche Bedarfs-Artikel zu enorm billigen Preisen. Apparate von M. 4.— bis M. 585.—. Illustr. Preisliste 5 kostenlos.

Chr. Tauber, Wiesbaden Z

EIN MODERNES LIEBESBREVIER
ein Spiegel der modernen Frau sind zweifellos die
BRIEFE AN EINE SCHÖNE FRAU
3. Auflage / M. 2,— br. / M. 3,— geb. / M. 6,— in Leder
die soeben bei uns erschienen. Sie dürften in keinem Boudoir und auch in keiner modernen Bibliothek fehlen
OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN W 15

Werden Sie Redner!
Lernen Sie gross und frei reden!
Gründliche Ausbildung durch unsern tausendfach bewährten Fernkursus für höhere Denk-,
freie Vortrags- und Redekunst.

Unsere einzig dastehende, leicht fassliche Bildungsmethode garantiert die absolut freie und unvorbereitete Rede. Ob Sie in öffentlichen Versammlungen, im Verein oder bei geschäftlichen Anlässen reden, ob Sie Tischreden halten oder durch längere Vorträge Ihrer Ueberzeugung Ausdruck geben wollen, **immer und überall werden Sie nach unserer Methode gross, frei und einflussreich reden können.** — Erfolge über Erwarten! Anerkennungen aus allen Kreisen! — **Prospekte kostenlos** von
R. Halbeck, Berlin 474, Friedrichstrasse 243.

Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben
in der Türkei u. ehem. Vasallenstaaten
Von **Bernh. Stern.**
2 Bde. ca. 1000 Seiten à 10 M. Geb. à 12 M.
(I. Medizin, Abergl., II. D. intime Geschlechtsl.)
Das Geschlechtsleben in England
m. bes. Bezieh. a. **London.** Von Dr. **Eug Dühren**
3 Bde. 30 M. Geb. M. 34.50. **Einz. käuflich:**
I. Ehe u. Prostitution, II. Die Flagellomanie, III. Die Homosexualität, à 10 M. Geb. 11½ M.
und andere Perversitäten.
Die sexuelle Osphresiologie
d. Beziehgen. d. Geruchsinnes u. der Gerüche zur menschl. Geschlechtstätigkeit.
Von Dr. A. Hagen, 2. Aufl. 06. M. 7. Geb. M. 8.
Ausführl. Prospekte üb. **kultur-** u. **sittengeschichtl.** Werke grat. frko.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Aschaffenburgerstr. 16 I.

Einen wohlfeilen Kunstschatz
bieten unsere Kunstblätter in Dreifarbendruck Format 27×36 cm.
Preis **50** und **60 Pf.** das Blatt.
Alte u. moderne Meister
Wir empfehlen ferner unsere **Karten nach Gemälden der Dresdner und anderer Galerien, sowie Flora- und Früchtekarten n. Natur-Aufnahmen.**
Prospekte stehen auf Wunsch gratis zur Verfügung. Anfertigung von Drucksachen aller Art in **Lichtdruck, Drei- und Vierfarbendruck, Autotypie.**
Kunstverlag Römmler & Jonas, G.m.b.H.
DRESDEN-A. 16.

Charakteranalyse. Eine nicht alltägliche Methode, den Charakter und das Seelenleben aus der Handschrift zu ergründen, scheint allmählich Anklang in gebildeten Kreisen zu finden. Den Namen Psychographologie bildete der in Augsburg tätige Psychographologe P. P. Liebe. Die Psychographologie steht nach Methode und Resultaten durchaus isoliert. Sie vermittelt in ihrer Methode einerseits, in ihren Resultaten anderseits die Kenntnis jenes Ichs, von dem wir so fern sind wie der Tag vom Traum. Sie übermittelt psychisches Wissen. Das Tiefe kann nur ein kleines Publikum haben. Darum sagt der Psychographologe in seiner anregenden Broschüre, dass er auf seine Sonderstellung nur solche Menschen hinweisen möchte, die ein inneres Bedürfnis treibt. Interessenten wollen an den Schriftsteller P. P. Liebe in Augsburg direkt eine briefliche Anfrage wegen eines Prospektes richten.

Wir machen auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Firma **Blal & Freund in Breslau** aufmerksam, der des höchsten Interesses aller Abonnenten unseres Blattes sicher sein dürfte. Die Leistungsfähigkeit der genannten Firma ist auf den zahlreichen, von ihr vertretenen Gebieten eine so aussergewöhnliche, die Kaufbedingungen dabei so eigenartige und neue, dass die Interessen der Käufer trotz der grossen ihnen gemachten Zugeständnisse nicht besser gewahrt werden können. Wir glauben den Prospekt mit gutem Gewissen der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen zu können.

Bäder u. Heilanstalten.

Hohenhonnef a. Rh.

Sanatorium für Lungenkranke.

Prächtige Lage im **Siebengebirge.** Mildes Klima. Vollkommenste Kureinrichtungen. Bewährtes Heilverfahren. Leitender Arzt Prof. **Dr. Meissen.** Illustrierte Prospekte durch die **Direktion.**

Dr. Möller's Sanatorium in Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren nach Schroth** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei.

Sanatorium Buchheide

Finkenwalde b. Stettin

für Nervenkranke, speziell **Entziehungskuren: Morphium, Alkohol, Cocain etc.** Leit. Arzt Dr. Colla.

Schockethal bei **Cassel**

Physikal.-diät. Heilanst. m. modern. Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. gesch. Lag. Wintersp. Jagdgelegenh. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. **Dr. Schaumlöffel.**

Alkoholentwöhnung

zwangslose Kuranstalt Rittergut Nimbsch bei Sagan, Schlesien. Aerztl. Leitung. Prosp. frei.

Harzburger Jungborn!

Gr. Luftparks, Ia diätet. Verpflegung. Gelernte Schwester im Hause. — Preis von M. 6.— an. — Ill. Prospekt bitte zu verlangen. **G. Hancke.**

Dr. Bieling's Waldsanatorium Tannenhof

Erstklassige Einrichtungen. Vorzügl. Verpflegung. **· Friedrichroda ·**

Wald-Sanatorium Zehlendorf-West

Physikalisch-diätetische Heilmethode
Das ganze Jahr geöffnet

Dirig. Aerzte: Dr. K. Schulze, früher: Schwarzeck. Dr. H. Hergens.

Städtisches Eisenmoorbad Schmiedeberg Bez. Halle

für Gicht, Rheumatismus, Frauen- u. Nervenleiden. Prospekte durch den Magistrat.

Dr. Rosell — **Ballenstedt-Harz Sanatorium**

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt mit neuerbautem **Kurmittel-Haus** für **alle** physikalischen Heilmethoden in höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

Herrliche Lage. — 100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen. — **Herrliches Klima.**

Dr. Weil's Sanatorium Schlachtensee.

Schlachtensee bei Berlin, Victoriastr. 42-46.

Dr. Weil, Dr. Kroner, Dr. Stern.

Kurhaus zur Behandlung von NERVEN-, INNEREN- und STOFFWECHSEL-KRANKHEITEN.
Diätkuren. Psychotherapie.
-LUFTBAD-
12½ Morg. herrlich. Waldpark.
Elektr. Licht. Centralheizung.
Erstklassige Verpflegung.

Prospekte. Sommer und Winter im Betrieb. Fernspr.: Amt Zehlendorf 22

BINZ! Ostseebad auf Rügen

„Das nordische Sorrent". 21000 Badegäste.
— — — **Neues Kurhaus.** — — —
3 gr. Seebadeanstalten. Warmbad.
Prinz Heinrich-Landungsbrücke (600 m lang)
Sport und Vergnügungen aller Art.

Illustr. Prospekt durch :: den Badedirektor ::

Kurort und Ostseebad **Ahlbeck**

Bahnstation zwischen Swinemünde u. Heringsdorf, 2 km unmittelb. längs d. Meeres gel., rück- u. seitw. a. Höhenzüge m. meilenw. Hochwald gelehnt, besitzt heilkräftiges Klima, weit. reinen Strand, 5 Seebadeanst. (2 Familienb.), Warmbad für alle med. Zwecke, elektr. Lichtbäd., Sonnenb., Gelegenh. zu Brunnen- u. Milchtrinkkur. Arzt, Apotheke i. Orte. Konzerte, Reunions, Korsos, Jagdausfl., Tennis- u. Spielpl. Eisenb.- u. Dampfschiff-Verbind. m. Berlin und Stettin 3½ St. Mäß. Preise, elektrisch. Licht. Ausk. u. Prosp. kostenl. d. d. Badedirektion sowie d. Verband deutsch. Ostseebäder.

Heiligendamm Aeltestes und schönstes :: Ostseebad ::

Einziges, von allen Kur- und anderen Taxen befreites Weltbad.

Seit 1. Mai d. J. im Besitz des Schriftstellers Walter John-Marlitt, Berlin.

Herrlicher Buchenwald bis an den Strand. Grosses Kurhaus, Grand Hotel sowie 11 einzelne herrschaftliche Villen am Strande, alles eigener Besitz, und viele andere Wohngelegenheiten für alle Ansprüche. Zahlreiche Zerstreuungen für Badegäste bei ruhigem, vornehmem Charakter des Bades. Pferde-Rennen, Lawn-Tennis-Turniere, Büchsen-, Pistolen- und Tontaubenschiessen. **Vorzügliche Küche. Der neue Besitzer hat mannigfache Verbesserungen und Verschönerungen des Bades in Angriff genommen.** Prospekt und alle Auskunft durch die **Badeverwaltung.**

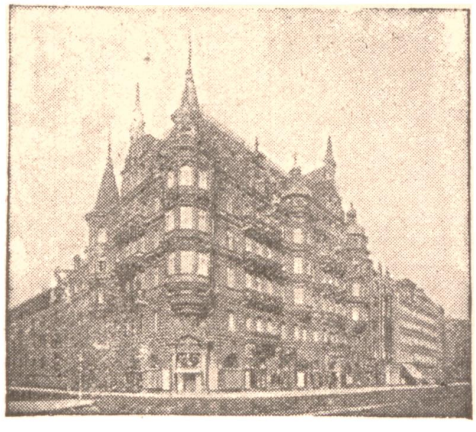
Nordseebad Helgoland

Besucherzahl 1909: 30133 Personen.

Nicht an, sondern in der See gelegen. Kurkapelle. Theater. Segelsport. Jagd. Fischfang. Häufige Anwesenheit der Flottenschiffe.

Auskunft und Prospekte durch die Badedirektion, den Invalidendank und alle Auskunftsstellen des Nordseebäder-Verbandes.

Hôtel Hamburger Hof
Hamburg



Jungfernstieg

Gänzlich renoviert.

Schönste Lage am Alsterbassin.

Ruhigstes Haus.

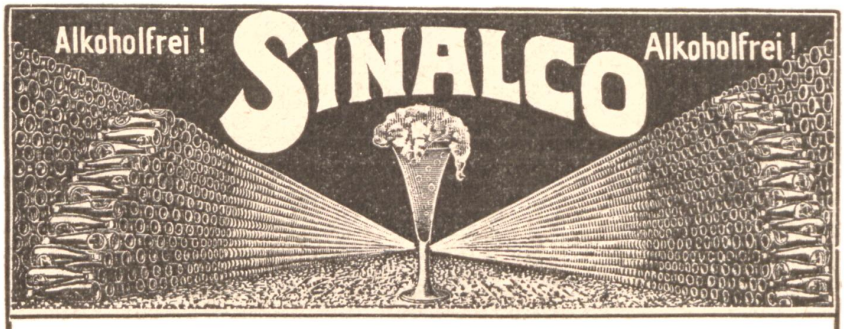
Zimmer von Mark 5.— an inclusive Frühstück, Bedienung und Licht.

Telefon in den Zimmern.

NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDELSALZ

ist das allein echte Karlsbader **SALZ**

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Stammhaus: Franz Hartmann

Sinalco-Aktiengesellschaft, Detmold.

Ostseebad Binz, Insel Rügen.

(Nachdruck verboten.)

Das Seebad Binz auf der Insel Rügen liegt, eng eingebettet in die Buchenwaldungen der Granitz und die Mischwälder der Prora, mit seinem Hauptbadeteil unmittelbar längs des Meeres. Der Strand ist einer der schönsten, die es überhaupt gibt. Steinfrei, breit, allmählich abflachend, ladet er wie kaum ein anderer zum Baden in Licht, Luft und Sonne, zur nervenstärkenden Ruhe im Strandkorbe ein. Die Indikation des Bades umfaßt alles, was Seebäder überhaupt leisten können. Das Klima ist ein insulares. Gegen scharfe Winde ist Schutz, während des ganzen Tages steht die Sonne im Rücken der Strandbesucher. Nahe der offenen See liegt ein 2 km breiter und langer, mit Wald, Flur und Moor umsäumter Süßwassersee („Schmachtersee"), besetzt mit zahlreichen Seevögeln, fischreich, ein Dorado für den Wassersport.

Binz: „Strandleben."

Binz ist auf der einen Seite großstädtisch, nie langweilig, bietet alles, was die große und Lebewelt zu verlangen sich berechtigt glaubt. Für jeden Sport zu Wasser und zu Lande, einschließlich Pferderennen, ist gesorgt; Hotels und Restaurants sind erstklassig, die Verpflegung ist gut. Das Publikum ist international. Und doch welche entzückende Ruhe und Erholung bietet das Bad.

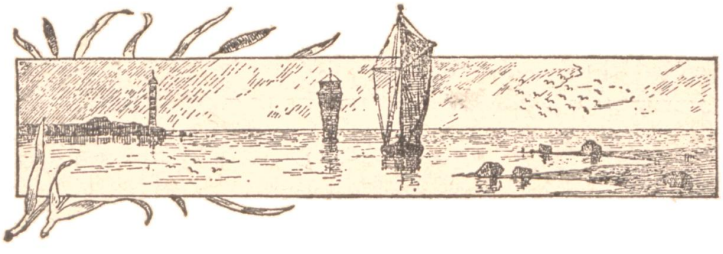
Binz ist ein Kinderbad von Weltruf. Tausend Kinder nahmen im letzten Jahre an dem Kinderfest teil. Unvergleichlich ist die Umgebung des Ortes, Promenadenwald und urwüchsiger Bestand ist in meilenweiter Ausdehnung vorhanden und reich von Wild belebt.

Von den Vorzügen der See zu sprechen, hieße Eulen nach Athen tragen. Der ständig wachsende Besuch besagt alles. Etwas, das Binz fast über alle Badeorte stellt, ist der Umstand, daß Binz Mittel- und Ausgangspunkt für die Bereisung der Insel Rügen ist. Alle schönen Punkte, Saßnitz, die Kreidefelsen der Halbinsel Jasmund, die Klufter von Arkona u. a. m. sind in kurzen Nachmittagsstunden zu erreichen.

Wer aber Kenner ist, der kommt nach Binz und Rügen in der Frühjahrs- und Herbstsaison. Abgesehen davon, daß sich dann das ganze Leben billiger gestaltet, zeigt sich die Natur dann in ihrer keuschesten, im Herbst in ihrer reifsten Schönheit. Wer Frühjahr und Herbst hier nicht selbst erlebt hat, kann sich eine Vorstellung von der Pracht dieser Jahreszeiten auf der Insel nicht machen.

Binz hat ein Kurhaus, das zu den ersten des Landes gerechnet werden kann, Damen-, Herren- und Familienbäder sind vorhanden, Warmbad, orthopädisches Privatinstitut machen aus der Sommerfrische Binz ein Kurbad. Die Saison beginnt nach dem 1. Juni und schließt Ende September.

Die Eigenart der Insel Rügen findet schnellwachsende Beachtung. Der Badegast braucht sich nicht in einem Einzelbadeort zu langweilen, die ganze Insel bietet sich ihm.



Siegfried Falk, Bankgeschäft

Düsseldorf, Bahnstrasse 43.

Fernsprecher 2005, 2006, 2008, 2009 und 2015.

Telegramm-Adresse: Effektenbank Düsseldorf.

An- und Verkauf von **Kohlen-, Kali- und Erz-Werten.**

Spezial-Abteilung für Aktien ohne Börsennotiz.

Auskünfte auf Wunsch bereitwilligst.

Actiengesellschaft für Montanindustrie.

Bilanz per 31. März 1910.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Kassa-Bestand inklusive Coupon und Sorten . . .	506 205	12	Kapital-Konto	8 500 000	—
Effekten-Bestände 4 503 443,67 . + zurückgek. eigene Oblig. (St. 665) . . . 586 728,50	5 090 172	17	Obligationen-Konto	1 320 000	—
			Obligationen-Rückzahlungs-Konto, verloste, noch nicht präsentierte Stücke . . .	64 260	—
Konsortial-Beteiligungen . .	2 341 202	48	Obligat.-Zinsen-Konto, noch nicht präsentierte Zinssch.	11 080	—
Konto-Korrent-Debitoren . .	4 789 750	50	Reservefonds-Konto	383 048	60
Aval-Debitoren	85 000	—	Dividend.-Einlösungs-Konto .	540	—
Grundstücks-Kto. . 700 000,—			Konto-Korrent-Kreditoren .	793 510	36
% Hypotheken . 500 000,—	200 000	—	Akzepte-Konto	1 446 730	65
Mobiliar-Konto	1	—	Aval-Akzepte-Konto	85 000	—
			Gewinn	408 161	66
	13 012 331	27		13 012 331	27

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. März 1910.

Debet.	M.	pf	Kredit.	M.	pf
Verwaltungskosten inklusive Steuern	132 225	54	Gewinn-Vortrag vom 1. 4. 09	62 051	57
			Zinsen und Provisionen . .	201 920	15
2% Agio auf verloste nom. M. 120 000,— Obligationen .	2 400	—	Gewinn aus Effekten- und Konsortialgeschäften . .	278 635	48
Gewinn	408 161	66	Zugunsten der Gesellschaft verfallene Obligations-Zinsen u. Dividenden-Scheine	180	—
	542 787	20		542 787	20

Lübecker Maschinenbau-Gesellschaft.

M. 1000000,— 6%ige Vorzugs-Aktien Lit. B

mit Dividenden-Nachzahlungs-Verpflichtung

der

Lübecker Maschinenbau-Gesellschaft

eingeteilt in 1000 Aktien Lit. B

No. 3301—4300 zu je M. 1000

sind zum Handel an der hiesigen Börse zugelassen worden.

Berlin, im Juli 1910.

L. M. Bamberger.

Den ersten Platz im Wettbewerb

um die Gunst des Publikums verdanken

die **Chasalla** -Stiefel

ihrer hervorragenden Passform. Bestes Material, gediegene Ausführung verleihen ihnen grösste Haltbarkeit und hohe Eleganz.

Chasalla -Schuhgesellschaft **Berlin, m. b. H.**

W., Leipziger Strasse 19
C., König-Strasse 22—24.
Zentralbüro: SW., Friedrichstr. 16.
W., Tauentzien-Strasse 18 a.
W., Potsdamer Strasse 56.
Tel. Amt IV, 1311, 1312.

Verlangen Sie Gratis-Broschüre.

Seine Freunde od. sich selbst nach d. Handschrift charakterisiert zu seh. ist nicht nur hochinteressant, sond. auch sehr wichtig! — Vertr.-Spez. f. Gebild. seit **1890**! Prosp. grat. Mit landesübl. Handschriftendeut. od. gar Zukunftspiel. haben diese briefl. Seelen u. Analysen nach d. Handschr. keine Gemeinsch. Die Gemeind. d. Meist. betont, dass seine Adresse nur Menschen v. Distinktion gilt. P. Paul Liebe, Psychologe i. Augsburg i. Z. Fach

Brillanten

blendend schönen **Teint**, weiße, sammetweiche **Haut**, ein zartes, reines **Gesicht** und rosiges, jugendfrisches **Aussehen** erhält man bei täglichen Gebrauch der allein **echten**

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co., Radebeul.** à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

VillenKolonie Scharmützelsee-Nord
in Saarow bei Fürstenwalde a. d. Spree.

1 Stunde Bahnfahrt von Berlin im Vorortverkehr. Von Fürstenwalde zur Kolonie täglich 9maliger Automobil-Omnibus-Verkehr. Schönster Luftkurort in der Umgebung Berlins, am grössten See der Mark und am Fusse der Rauener Berge herrlich gelegen. Logierhäuser, Pensionate und Restaurants mit und ohne Verpflegung bei mässigen Preisen. Villen und Terrains daselbst an befestigten Strassen mit Wasserleitung sehr preiswert verkäuflich. Gelegenheit zur Ausübung des vielseitigsten Sports, wie: Rudern, Segeln, Schwimmen, Tennis, Reiten, Tontaubenschiessen etc.

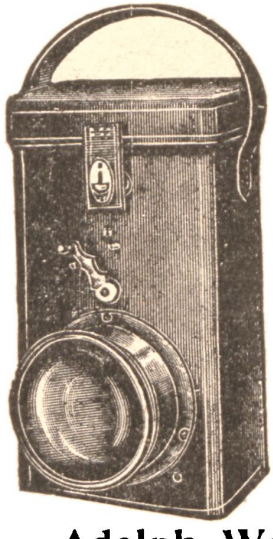
Prospekte und Auskunft bei der

Auskunftsstelle für die VillenKolonie Scharmützelsee-Nord

Post Saarow i. d. Mark. Telephon: Fürstenwalde 102 und

in Berlin W. 8, Behrenstr. 14—16, Bureau der Landbank. Teleph: Amt I, 2526 u. 9496.

„Ferabin"-Handlampen
mit Trockenbatterien



D. R. P.
und D. R. G. M.

Handlampe I

57

Handlampe II

17

Brennstunden

ununterbrochen

lt. Prüfungsschein des Phys. Staatslaboratoriums in Hamburg.

Referenzliste frko.!

Adolph Wedekind
Fabrik galvanischer Elemente
Hamburg 36, Neuerwall 36.
Gold. Medaille: Intern. Luftschiffahrt-Ausstellung Frankfurt a. M. 1909.

Aufklärung!!

Bedeutende Professoren und Ärzte empfehlen u. verwenden im eigenen Gebrauche unsere patentierte hygienische Erfindung. Eheleute erhalten gratis Prospekt durch Chemische Fabrik „Nassovia" Wiesbaden 36 Als Drucksache gratis.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

Erleichterte Zahlungsweise
od. zehn Proz. Ermäßigung

Reise- und Opern-Gläser
Leder-Koffer
Photographische Apparate

Vornehmes Versandhaus
für Uhren, Juwelen und Goldwaren

Vertrags-Firma für
viele Beamten-Vereine.

Preisbuch frei

Geld verborgt Privatier an reelle Leute, 5%, Ratenrückzahlung 3 Jahre, Kramer. Postlag. Berlin 47.

Aktiengesellschaft für Grundbesitz-verwertung

Amt VI, 6095 Amt VI, 6095.

BERLIN SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt.

Terrains :: Baustellen :: Parzellierungen

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Unbehaglich ist das Reisen, wenn man sich mangels eines geeigneten Koffers in der Mitnahme von Gebrauchsgegenständen stark beschränkt; der gebildete Mensch bedarf nun einmal gewisser Annehmlichkeiten. Ueberdies bekommt man ja, wie aus dem Anzeigenteil dieser Nummer hervorgeht, einen ebenso geräumigen und dauerhaften wie leichten und schönen Koffer bei dem vornehmen Versandhaus Grau & Co. in Leipzig zu erleichterter Zahlungsweise. Ferner benötigen Sie, um den rechten Vollgenuss vom Reisen zu haben, ein Fernglas. Auch ein solches erhalten Sie in vorzüglichster Beschaffenheit bei Grau & Co. in Leipzig. Sodann bietet es einen eigenen Genuss, Aufnahmen von malerischen Gegenden oder von den lieben Angehörigen in der Sommerfrische zu machen. Gleichfalls die hierzu erforderlichen photographischen Apparate liefern Ihnen in den neuesten Modellen mit angenehmen Zahlungsbedingungen Grau & Co. in Leipzig 215. Verlangen Sie ungesäumt die reichhaltige Sonderpreisliste dieser Firma und beziehen Sie sich bitte bei Bestellungen auf „Die Zukunft".

MORPHIUM HEROIN etc. Entwöhnung mildester Art absolut zwanglos. Nur 20 Gäste. Gegr. 1899.
Dr. F. H. Müller's Schloss Rheinblick, Godesberg a. Rh.
Vornehm. Sanatorium für Entwöhn.-Kuren, Nervöse u. Schlaflose. Prospekt frei. Zwanglos Entwöhnen v. **ALKOHOL**

Rennen zu Hoppegarten.

Mittwoch, den 20. Juli, nachm. 3 Uhr:

Sieben Rennen: 40000 Mark, u.a. Maria-Rennen (9600 Mk.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe . .	Mk. 10,—	Ein Sattelplatz Herren . . .	Mk. 6,—
Ein Logenplatz II. Reihe .	„ 9,—	do. Damen . . .	„ 4,—
Ein I. Platz Herren	„ 9,—	Sattelplatz Damen u. Herren	„ 3,—
do. Damen	„ 6,—	Ein dritter Platz	„ 1,—

Grunewald.

Sonntag, den 24. Juli, nachm. 3 Uhr:

Sieben Rennen; u. a. Graditzer Gestüt-Preis (10 000 Mk.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.
I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.
Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. **II. Platz:** 3 M., Kinder 1 M.
Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. **III. Platz:** 1 M. **IV. Platz:** 0,50 M.
Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im **„Verkehrs-Büro, Potsdamer Platz"** (Café Josty).

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deckkraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einerseits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

Der alte, wohl allen Berlinern und auch vielen Auswärtigen wohlbekannte **„Schwedische Pavillon"** am Wannsee, der sein Entstehen der Wiener Weltausstellung von 1873 verdankt, ist jetzt von seinem Besitzer, Herrn Viktor Mentberger, durch einen der Neuzeit entsprechenden, mit allem Komfort ausgestatteten Prachtneubau ersetzt worden. Allen Naturfreunden bietet sich hier jetzt reichlich Gelegenheit zur Erholung, sowie auch zur Herrichtung von Privatfestlichkeiten jeder Art, langersehnte Wünsche, in schönster Lage am Wannsee wohnen zu können, sind durch komfortabel eingerichtete Zimmer mit und ohne Pension, Bädern, Warmwasserheizung usw. erfüllt worden. Die Oekonomie liegt in den über 13 Jahre hindurch bewährten Händen des bisherigen Betriebsleiters, Herrn Franz Eberlein, dem früheren Direktor des Kaiserhofes.

Selbstlade-Pistole
»PATENT«

Kal. 6,35. Neuestes Mod. Gew. 350 Gr. Für 6 Orig.-Browning-Patronen. — **Vereinigt alle Vorzüge der z. Zt. bekannten Systeme.** Preis 45 Mk. Lieferung erfolgt **ohne Anzahlung** lediglich gegen Monatsraten von **3 M.** Solventen Reflektanten auf Wunsch **5 Tage z. Probe** Wir bitten, Ansichtssendung zu verlangen.

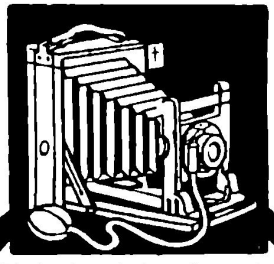
BIAL & FREUND in BRESLAU 157 R

Unter gleichen Bedingungen liefern wir Jagd- und Luxuswaffen aller Art, Doppelflinten, Drillinge, Scheibenbüchsen, Teschings usw. Reichillustrierter Katalog auf Verlangen gratis und frei.

Schwarzburg Die Perle Thüringens
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes vornehmes Familienhaus

Dr. Ernst Sandow's
künstliches
EMSER SALZ

Bei Erkältung altbewährt. Man achte auf meine **Firma!** Nachahmungen meiner Salze sind oft minderwertig und um nichts billiger.



Die besten photogr. Apparate, Reiseszeuge, auch Uhren u. Goldw. liefern gegen kleine monatliche
Teilzahlungen
Jonass & Co., Berlin SW. 108
Belle-Alliancestr. 3 — Gegr. 1889.
Jährl. Versand über 25000 Uhren. Hunderttaus. Kunden. Viele tausend Anerkenn. Katalog m. über 4000 Abbildung. gratis u. franko

Wohnung, Verpfleg., Bad u. Arzt pr. Tag v. M. 8.— ab. — Ganzes Jahr besucht.
„Sanatorium Zackental"
Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27
Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstation)
Für Erholungsuch. Wintersport. **Nach allen Errungenschaften d. Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Höhenlage.
Spezialität: Behandlung von
Arteriosclerosis
und deren Folgen, wie Herz- und Nierenerkrankungen **nach neuester, klinisch erprobter Methode.**
Näheres die **Administration in Berlin SW., Möckernstrasse 118.**

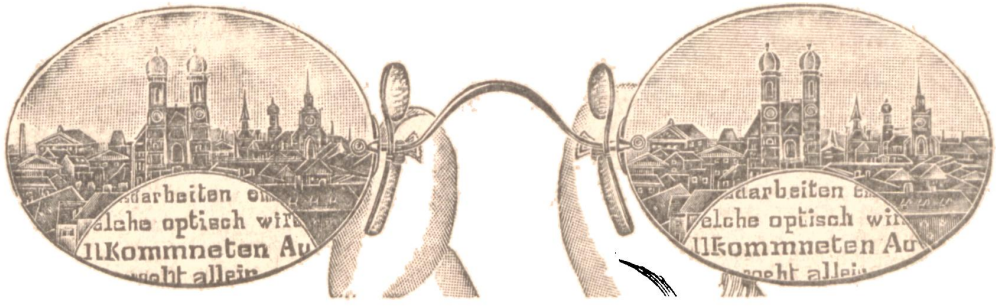
Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch die Anzeigenverwaltung Alfred Weiner
Berlin SW. 68, Kochstrasse 13a, Fernspr. VI, 567 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —

Optiker WOLFF'S

Optofix-Pincenez

(gesetzlich geschützt.)

Absolut festsitzend. Nicht drückend. Sehr zierlich. Ausserordentlich dauerhaft.



Wolff's Optofix-Pincenez mit Perpha-Intargläsern zum Fern- u. Nahsehen zugleich.

In München und Berlin Alleinverkauf nur in unseren Anstalten.

Illustrierte Preisliste über Feldstecher und Augengläser aller Art gratis u. franko.	Kostenlose ärztliche Verordnung der richtigen Gläser durch unsere Augenärzte.

Optisch-okulistische Anstalt

JOSEF RODENSTOCK

Charlottenburg	**München**	**Berlin W.**
Joachimsthalerstr. 44	Bayerstr. 3	Leipzigerstr. 101—102

Grösste Wissenschaftliche Spezial-Institute Deutschlands.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren i/M

am Müritzsee.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57